
WIDENER
HN Y5IC N

Ideal und Kritik.

Ein

humoristisches Genrebild

aus der Gegenwart

von

Hermann Presber.

Frankfurt a. M.

Verlag von Meidinger Sohn & Cie.

1856.

Druck von Aug. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

Herrn

Dr. Heinrich Koenig

in Hanau

widmet dies Buch in hochachtungsvoller Verehrung

der Verfasser.

I.

Taumel.

Motto:
Den heitern Schwank ermeßt,
Persönliches vergeßt.
Platen.

Erstes Kapitel.

Tübingen.

Du folgst mir, lieber Leser, in das Königreich Würtemberg. Damit du gleich für deinen freundlichen Gehorsam ein wenig belohnt werdest, will ich dir sagen, daß dieses Königreich nach neuester und genauester Zählung 1,865,756 Einwohner hat, was du gewiß längst vergessen, da die schöne, selige Zeit, in der du mit deinem Cannabich unter dem Arme zur Schule gewandert und nichts auswendig gelernt hattest, weit hinter dir.

In Würtemberg nun liegt sechs Stunden von Stuttgart in einem Thale, durch das der Neckar fließt, die Universitätsstadt Tübingen. Sie gehört zu den schönsten und reizendsten Städten, welche existiren und je existirt haben, so lange man nicht dort gewesen und Niemanden gesprochen, der sich eine Zeit lang in ihr aufgehalten. Da ist Alles so idyllisch, so rein und blühend in ewigem Frühling. Die Kapellen stehen auf den Bergen und aus ihnen schallen kleine Glöckchen, die selbst die Vögel

in den Lüften in Andacht verstummen machen und den Schäfer, der unten im Thale auf grüner Wiese seine Heerde hütet, bewegen, mit gefaltenen Händen andachtsvoll zum Himmelsdome emporzuschauen. Die Bächlein fließen so frisch und so munter und wissen gar zu liebe Geschichten zu erzählen. Der Wind weht leise über die Fluren, von einem Hauch bewegt, neigen die Blätter der Bäume sich flüsternd zu einander und der einsame Wanderer wird mit Blüthen überschüttet. Die Töne der Glocken verhallen allmälig und wieder beginnen die Vögel ihre Lieder und der Schäfer, in dem weichen Grase hingestreckt, wetteifert mit ihnen und dem geschwätzigen Bache. Die kleinen Kinder springen in die Kornfelder, breiten die Arme aus und drücken Alles was sie fassen können, an ihr Herz. Ruft ihnen dann die Mutter nach und fragt, was sie machen, so geben sie gerührt mit einem Blicke nach oben zur Antwort: „Wir haben der Gottesgab' einen Kuß gegeben!", wie dir das, lieber Leser, dein Liebling „Auerbach" so rührend erzählt hat. Und wenn nun erst der Mond, der stille, blasse Tröster und Freund aller Liebenden und Bekümmerten, am Himmel leuchtet und mit seinem Strahle die Gipfel der Berge und Bäume versilbert, dann wird die Harmonie der Sphären vernehmbar. Die Tübinger „Lorles" beugen zwischen Blumen die Köpfe zum Fenster heraus und der Auerbachische Fuhrmann „Jacob" eilt durch die Fluren, legt sich an dem Bache nieder und ahnende

Träume steigen bei ihm auf, die so herrlich, so ideal sind, daß du dich unwillkürlich fragst, lieber Leser, wenn so die Fuhrleute in Tübingen empfinden, wie mögen dann erst die Gefühle der Postmeister, Oberpostmeister und Pferdeverleiher beschaffen sein?! — — Ja, es ist ein reizendes, ein ewiges Feiertagsleben in und um Tübingen, so lange man die Stadt nur in der Phantasie kennt. Fragt man freilich einen Menschen, der dort einige Zeit gelebt, so wird er sagen: „das Nest", „das Loch" und er wird es bei diesen einfachen Bezeichnungsausdrücken nicht bewenden lassen, sondern sich, da der Reichthum der deutschen Sprache es erlaubt, in den mannigfachsten Compositis ergehen, die alle dem Ruhme der Stadt eine Grube graben. Wie schöpferisch sein Geist sei und wie groß seine Kenntniß unserer Sprache in dieser Richtung, er wird nichts erschöpfendes finden; denn Tübingen ist eine vollendete Preisaufgabe von Schmutz, eine wahre wohlthuende Erholung für einen Pessimisten, der gewohnt ist, alles recht schwarz und schlecht zu sehen. Von den Glöcklein auf den Bergen ist nichts zu vernehmen und die Schäfer im Thale sind die geeignetsten Exemplare, um für immer den Geschmack an Schäfer und Schafspoesie gründlich auszurotten. Die Kinder sind wie anderswo, nur etwas diebischer und mit den Gefühlen und Empfindungen der Fuhrleute und Pferdeverleiher näher bekannt geworden zu sein, ist keine beneidenswerthe Sache, da Auerbachs „Jacob" bis jetzt

leider noch vereinzelt in seiner Größe dasteht. Tübingen ist allein interessant durch die vollkommene Vereinigung und Harmonie alles Geschmacklosen. Die Straßen sind krumm, die Häuser schief; die Straßen schmutzig, die Häuser unfreundlich, auf einander gehängt, finster. Für Kunst ist nichts gethan, man müßte denn den Neptun, der auf dem Marktplatze zu schauen ist und aussieht, wie ein Wassergott in einer so trocknen Stadt aussehen kann, für ein Kunstwerk halten. So ist der Aufenthalt in Tübingen eine Qual für Alle, die genöthigt sind, dort zu leben; man kann hören, wie Leute, die sonst überaus still, gesittet und friedfertig sind, sich wünschen: Tyrannen oder große Krieger zu sein, um über Kanonen gebieten zu können und um nach der raschen Beantwortung der Frage: „Warum soll ein Nest auf der Welt existiren, in dem alle Menschen gefoltert werden!“ — die Stadt zusammen zu schießen.

Damit du siehst, lieber Leser, daß ich dir von dem Orte, in den ich dich zu führen gedenke, nicht falsch berichte, will ich dir einen Vers von Ernst Minneburg, einem Lyriker aus dem Unterneckarkreise, citiren, dem es selbst in dieser Gegend mit der Minne sehr ernst gewesen sein muß, da er in einigen hundert Ergüssen sich ergeht und der auch überdies noch durch den Wunsch, „hinten Aeuglein“ zu haben, um die nach ihm rückschauende Geliebte zu sehen, die Poesie wesentlich bereichert hat. Dieser Ernst Minneburg ruft aus:

Ach, mit welcher Qual und Müh'
Watet man herum in Tü-
Bingen der Musenstadt,
Die so krumme Straßen hat.

So denke dir denn, lieber Leser, die Stadt so abschreckend als möglich und dann folge mir.

Zweites Kapitel.

Unsterblichkeitsahnen.

Es ist ein Abend gegen Ende des Monats Juni. Die verschiedenen Uhren der Stadt haben eben nach einander die achte Stunde geschlagen. Der Tag war heiß und trocken. Gegen Abend verdunkelten Wolken den blauen Horizont und die schwüle Luft wurde durch einen linden erquickenden Regen gereinigt. Doch die Sonne ließ sich nicht lange verhüllen. Sie theilte die Wolken und säumte noch einmal mit freundlichem Abschiedsstrahl die Gipfel der Berge, Wälder und Häuser. So ist denn der Abend einer der mildesten und lieblichsten, wie sie in jener Zeit, in der Frühling und Sommer sich die Hand reichen, stattzufinden pflegen. Die Landleute haben, begleitet von dem Gezwitscher der Vögel, mit ihren Geräthen die Felder verlassen, über denen sich friedliches Schweigen lagert; nur selten gestört durch Lachen oder Singen einer Schaar Studenten, welche, von einem benachbarten Orte kommend, der

Universitätsstadt zueilt. Nicht dieselbe Ruhe herrscht im Inneren der Stadt. Da tönt es jubelnd aus den Wirthshäusern, in denen sich die jungen Vertreter der Wissenschaft gesammelt, um von den Mühen des Tages auszuruhen. In den Straßen schließen die Diener möglichst geräuschvoll die Läden und suchen mit Blicken jeden zu schrecken, der in der Absicht, noch etwas zu kaufen, sich herannaht. Knaben und Mädchen springen bunt durcheinander und freuen sich ihrer Jugend und ihrer gesunden Stimmen. Bürger stehen, die Pfeife rauchend, truppweise zusammen und sehen sinnend nach dem Himmel, um dann ihre Wetterbetrachtungen anzustellen, die für sie sehr ernst sind, da es sich um die Heuernte und um die Blüthe des Weinstocks handelt. Unweit einer solchen Versammlung sitzt vor einem dreistöckigen Hause mit hohem Giebeldach eine alte Frau auf einer Bank, die in der Nähe der Treppe an die Mauer angelehnt ist. Sie hat ihr Enkelchen an der Hand und fährt ihm leise über die Stirne und die kleinen weißen Locken, welche das Köpfchen des Kindes, aus dem ein Paar blaue Augen gar munter aufschauen, aufs anmuthigste zieren. Das kleine Mädchen aber sucht sich den Liebkosungen der Großmutter zu entziehen; es greift nach dem Körbchen, in dem das Strickzeug für die Mutter bereit liegt, die noch oben mit dem Spülen der Schüsseln beschäftigt ist, bald aber herunter kommen wird. Es erhascht es und eilt, so schnell es die kleinen Füße

tragen, davon. Vergebens trippelt die Großmutter nach. Da sie es nicht erreichen kann, sucht sie den kleinen Wildfang durch gute Worte zurückzulocken. Das Kind kommt, faßt die Großmutter am Rock und ist eben beschäftigt, sie im Kreise rund herum zu drehen, als es seinen Vater bemerkt, der, an die Hausthüre gelehnt, mit innerer Lust dem allem zuschaut. Nun versteckt es sich unter die Schürze der Großmutter und der Vater fragt ernst: „Wo ist's Kind, wo ist's Rösle? — Rösle wo bist?" und als er es denn so gar nicht finden kann, kommt der kleine Weißkopf hell lachend hervor, läßt sich von seinem Vater auf den Arm nehmen und unter der Drohung: „Wart' du kleiner Spitzbue — ich will dir!" recht herzhaft küssen. Auch die Mutter ist unterdessen herunter gekommen und alle setzen sich auf die Bank nieder. Ihre Unterhaltung kehrt bald von der Straße zu ihrem eignen Hause zurück. Sie möchten wissen, an was der Herr Richard, ihr Miethsherr, so fortwährend arbeite, und dabei schauen sie, als könnten sie sich dort Rath erholen, zu dem dritten Stocke auf, in welchem schon seit einer Stunde an zwei Fenstern die Läden geschlossen und nur von einem aus dem Inneren kommenden Lichtstrahl erhellt sind, während die übrigen Fenster des Hauses gesperrt offen, um die frische kühle Nachtluft einzulassen.

Eilen wir einmal in den dritten Stock, um zu sehen, ob wir glücklicher sind, als die Bewohner des Hauses, und ob wir mit befriedigterer Neugierde zurückkehren.

In einem kleinen Zimmer, das nur spärlich durch ein düster brennendes Licht erhellt ist, sitzen auf dem Sopha zwei junge Leute, der Eine mit Vorlesen beschäftigt, der Andere zuhörend. Die Geräthe des Zimmers sind dürftiger Natur und alles steht oder liegt bunt durch einander. Aus verschiedenen kleinen Dichterportraits, welche die Wände zieren und aus zwei Gypsfiguren, die Göthe und Schiller darstellen, läßt sich schließen, daß ein Musenzögling der dermalige Besitzer dieses Zimmers ist. Darauf deutet auch das Bild von George Sand, welches über dem Bett hängt und von Zeit zu Zeit durch einen Lichtstrahl erhellt wird, wodurch die Züge dieses Weibes einen ungemein starren und ernsten Ausdruck annehmen und es ist, als würde sie zürnend aus ihrem Rahmen heraustreten. Wäre dies noch nicht genügend, um den Stand und die Beschäftigung des jungen Mannes zu bestimmen, so würde nach einem Blicke auf das stattliche, schwer beladene Bücherbrett und in den leeren, kaum benutzten Kleiderschrank kein Zweifel mehr übrig bleiben. Der Besitzer des Zimmers, welcher vorliest, scheint bald mit seiner Lektüre zu Ende zu sein, da er eben von einem ziemlich dicken Hefte die letzte Seite umgewandt hat. Seine Stimme, die früher voll und kräftig, wird allmälig schwächer

und stockender; auch schielt er von Zeit zu Zeit auf seinen Freund, welcher neben ihm sitzt. Plötzlich legt er das Buch hin und sagt „Schluß!" und nach einer Pause etwas abgebrochen, als halte die Angst ihn ab, von seiner Stimme den rechten Gebrauch zu machen:

„Nun, Alter, wie hat's dir gefallen?"

Als er darauf keine Antwort erhält, setzt er noch zagender hinzu:

„Ist es nicht gut?"

Doch jetzt folgt wieder dasselbe Schweigen und so wendet er endlich seinen Kopf ganz herum, betrachtet seinen Freund Louis und sieht, daß er weint. Rasch springt er auf, faßt ihn an der Hand und ruft:

„Ja, hat dir's denn gefallen, so sprich doch!"

„Sehr!" erwiderte dieser.

„Erinnert es nicht zu viel an Werther?"

„Gar nicht — es ist sehr, sehr schön!"

„Und du hast Alles von dem Anfang bis zum Ende mit dem gleichen Interesse gehört?"

„Alles!"

Wie ein elektrischer Strom durchzuckte es Richard, denn so heißt der junge Verfasser des Werkes, von dem die Rede ist und das nun zugeschlagen auf dem Tische liegt. Die Freude machte ihn einen Moment verstummen; dann fuhr er auf, seinen Freund umfassend:

„Du bist mir ein Schöner. Sitze ich da und stehe eine wahre Höllenangst aus, weil du dich nicht rührst

und keinen Laut des Beifalls von dir gibst. Ich wage zuletzt nicht mehr, das Licht zu putzen, aus Furcht, ich könnte der Wirkung meines Werkes durch solche Zwischenhandlungen Eintrag thun, und sehe mir fast die Augen aus. Wie ich nun gar zu Ende und du noch immer das stumme Orakel spieltest, da war mir's wie dem Habakuk, als ihn der Engel des Herrn beim Schopf nahm und gen Babel führte, würde Jung Stilling sagen, aber ich bin kein Jung Stilling und sage, wie dem zum Hängen Verdammten, der jeden Augenblick erwartet, daß man ihm die Leiter unter den Füßen wegzieht. Jetzt aber ist's sehr gut, Alles gut!"

So sprechend wandte er sich zum Fenster, öffnete und sagte:

„Wie frisch, wie wohlthuend die Nachtluft in das dumpfe, schwüle Zimmer eindringt; komm' zum Fenster, Louis, laß uns hinaus sehen!"

Mit verschlungenen Armen schauten sie Beide lange zum Himmel empor und dann träumten sie zusammen den schönen, goldnen Jugendtraum von Ruhm und Ehre. Sie waren erregt und ihr Geist schwang sich mit kühnen Schwingen zu den Sternen auf. Louis hatte als Freund das Erstlingswerk des Freundes angehört und ein enthusiastisches Lob entströmte seinen Lippen. Richard war selig. Seine Zukunft lag vor ihm so ahnungsvoll und herrlich, wie der blaue, reich bestirnte Himmel, zu dem er aufblickte. Nach einer Pause sagte er zu seinem Freunde:

„Louis, es ist mir zu eng, zu dumpf hier. Ich will noch einen Spaziergang machen, ich will hinaus in die Nacht hinein!“

Sie traten vom Fenster zurück und Richard wollte eben das Zimmer verlassen, als ihm zum erstenmale einfiel, woran er sonst nie gedacht, daß Feuer ausbrechen und alle seine Hoffnungen zerstören könnte. Er wollte sein Opus seinem Freunde mit zur Verwahrung geben, schämte sich aber doch ein wenig und eilte, über sich selbst lächelnd, aber nicht ohne Angst ins Freie.

Der Abend war reizend. Der Mond wandelte voll und leuchtend seine Bahn und der Himmel war mit zahllosen Sternen besäet. Richard eilte rasch über Feld und Wiesen weg, ohne auf die Schönheit der Gegend zu achten. Er fühlte sich aufs heftigste erregt, aber seine Gefühle waren wirr, unbestimmt, verschwommen. Die Frische der Nacht, die sich auf ihn niedersenkte, der leichte Wind, der mit seinen Haaren spielte, kühlten ihn nicht ab. Das Geschrei der Frösche und Unken, der einförmige Ton, den der im hohen Grase sitzende Wachtelkönig unermüdlich von sich gab, riefen ihn nicht zu ruhigem Bewußtsein zurück. Als ob sein geflügelter Schritt in der Ebene zu wenig Widerstand fände, stieg er den Berg hinan und erst das geheimnißvolle Rauschen des Waldes machte ihn stille stehen. Er lehnte sich an den Stamm einer Eiche und blickte nach der Stadt zurück. Der Mond stand gerade über der Burg und

warf eine gespenstische Helle auf das alte Gemäuer. Ueber seinem Haupte rauschten die Wipfel der Bäume und von Zeit zu Zeit erscholl ein geller Schrei eines Nachtvogels, der von Ast zu Ast flatterte. Ein Schauer rieselte durch seinen Körper. Es war ihm, als belebten sich alle Zweige, und tausend Fantome zeigten sich vor seinem erhitzten Auge. Die Ballade vom Erlkönig fiel ihm ein und mit ihr alle Schauer der Kindheit. Er schritt rasch hinab an dem Bache vorbei, wo die Silberpappel mit ihren leise flüsternden Blättern seinen Lauf beschleunigte. Erst an seinem Hause stand er still. Sein Freund Louis spielte noch Klavier und sang mit klarer durch die Nacht hin hallender Stimme. Rasch eilte er auf dessen Zimmer, das so eng, daß es von einem Tische, Bett und Klavier fast vollkommen ausgefüllt wurde. Richard warf sich, in der dunkeln Stube vergeblich nach einem Stuhle suchend, aufs Bett, ohne seinen Freund zu begrüßen; doch dieser schlug gleichsam zum Willkomm Accorde aus Don Juan an. Er wußte, welch eine Wirkung es hervorbringen würde. Und wer könnte auch dieser Musik widerstehen? In ihr athmet und lebt die ganze Glut des südlichen Himmels. Sie ist heiß, — sinnlich. Was nur süß ist und das Herz berauscht, tönt in ihr! Auf Richard machte sie einen unbeschreiblichen Eindruck. Wie ein dunkler Traum zog mancher Augenblick der Vergangenheit, zu dem er einst so gerne gesagt:

„Verweile doch — du bist so schön!"
an seinem Geiste vorüber und manches Gefühl, das er begraben wähnte, sprengte den Grabstein und fand einen zitternden Nachhall in seinem Herzen. Er dachte wieder an die Zeit zurück, in welcher er zum erstenmale diese Musik gehört. Mit welcher Andacht hatte er nicht auf jede Note gelauscht, welch dunkle unerklärbare Sehnsucht hatte ihn nicht erfaßt und getrieben, Abende und Nächte im Freien zu verträumen. Er dachte wieder, wie ihm dann ein Paar dunkle Augen seine Sehnsucht gestillt und wie er nun erst das süß Schmeichelnde, den wild jauchzenden Taumel der Lust, die weiche Klage des gebrochenen Herzens und die üppig sich verschlingenden Töne des Menuetts, in denen dies Alles geeint, verstanden. Das Bild der Jugendliebe tauchte vor seinem Geiste auf. Er sah sich in der dunkeln, schattigen Allee. Rings Frühling und Lust. An ihm vorüber jagte eine stolze, goldgelockte Reiterin, nach der sich die vom Winde bewegten Zweige sehnsüchtig neigten. Ein Blick ihres Flammenauges traf ihn und zum erstenmale machte die Liebe sein Herz erbeben. Bewältigt von der Erinnerung eilte Richard auf sein Zimmer und schrieb nieder.

1.

Du wiegst dich stolz im Faltenrock
Zu Pferde, wie auf Königsthrone;
Es sprüht aus fliegendem Gelock
Dein Auge, hohe Amazone.

Dich trägt das Roß mit stolzem Muth,
Als trüg' es eine Königskrone:
Durch seine Adern jagt das Blut
Der Wollust, hohe Amazone.

Es zündet deines Blicks Geschoß
Die Flamme ew'ger Liebesfrohne,
Wer gerne wandelt sorgenlos
Bleib' fern dir, hohe Amazone!

2.

Ein Eremit im Menschenschwarm,
Im Herz das Lied als einz'ge Habe,
Gingst du so still und ohne Harm
Durch's Leben, armer Bürgerknabe.

Da fliegt die glänzende Gestalt
An dir vorbei in wildem Trabe;
Dich trifft ihr Blick, der mit Gewalt
Dich bannet, armer Bürgerknabe.

Es wogt in dir ein neuer Drang,
Verwandelt wie am Zauberstabe
Zur hohen Maid aufs Pferd sich schwang —
Dein Friede, armer Bürgerknabe.

Drittes Kapitel.

Erster Jubel.

Als Louis am nächsten Morgen in das Zimmer seines Freundes eintrat, hatte dieser eben einen Brief beendet.

„Gustav läßt dich grüßen!“ rief er ihm entgegen. „Er beklagt sich bitter, daß noch Keiner von uns ihm geschrieben und appellirt an unsere Freundespflicht. Ich habe die meine bereits erfüllt und du wirst wohl auch nicht lange säumen. Das Fatale ist, daß bei ihm, wie bei uns, ein gewisser Ueberfluß an Geldmangel eingetreten zu sein scheint und daß er eine zarte Anspielung auf eine kleine Schuld macht, die mich sonst recht traurig hätte stimmen können, aber heute an dem Panzer der Hoffnung, mit dem ich seit gestern Abend umgürtet, machtlos abgeprallt ist. Leere Taschen und volles Herz sind ja die ersten und unumgänglich nothwendigsten Unsterblichkeitsbedingungen eines Deutschen und darum will ich mich freuen, daß ich wenigstens in dieser Hinsicht

mehr als Aussichten auf Hoffnungen habe. Nicht wahr, Louis? Jetzt will ich dir den Brief einmal vorlesen, ob er so gut ist."

„Quousque tandem — — —" beginnst du deinen Brief, lieber Gustav, den ich heute Morgen richtig erhalten habe. Ich verstehe, wonach du auf eine ebenso zarte als classische Weise in den zwei Worten und drei Gedankenstrichen fragst. Erlaube mir, daß ich dir mit einem anderen, wenn auch weniger berühmten Citate antworte: „Ach könnte ich doch, mein geliebter Richard, meine Küsse, die auf deinem Munde einen so guten Klang haben, in klingende Münze umwandeln, wie reich würden wir bald sein, welche unendliche Wollust würde es mir gewähren, mir auf solche Weise mein Geld zu verdienen — —" So schrieb mir einst (olim) Louise S., geborne F., wohnhaft in Paris, ehemals seßhaft in Wiesbaden, Wilhelmsstraße links um die Ecke, zweiter Stock, nahe bei der Eisenbahn. — — Ach könnte ich doch — mein lieber Gustav, aber ich hatte kaum, um das Porto deines Briefes zu bezahlen, und ich kann nicht. Zürne mir nicht darüber, wie du es über mein langes Schweigen gethan hast. Solltest du es doch thun, so würde ich daraus mit Bedauern deine Lücken, sowohl in der alten, als neuen Wissenschaft sehen; denn du würdest das am Ende rücksichtslos finden, was die Römer licentia poëtica nannten, wofür die Franzosen das Wort licence poétique haben und was wir Deutsche

gewöhnlich mit dem Namen poetische Licenz, auch Dichterfreiheit zu charakterisiren pflegen. Studire also, schöpfe tüchtig aus dem Bronnen der Wissenschaft, der nie versiegt und überaus labend und erquickend ist, so wirst du auch darin klar sehen. Doch ernstlich, lieber Gustav! du fragst nach Schwaben, das du dir, wie auch ich früher, als ein kleines Paradies denkst, in dem freilich viele Adams und Evas. Höre nun, wie ich gleich bei meinem Eintritte in das Land enttäuscht wurde. Von Frankfurt nach Darmstadt hielt ich die Augen zu und schlief nicht, und von da nach Heidelberg machte ich sie auf und wachte nicht. In Darmstadt kam es mir vor, als langweilte ich mich, und in Heidelberg, als wäre ich auf einem Museumsballe. Von Heidelberg nach Heilbronn konnte ich nur die Stöße eintheilen, welche man im Wagen erhält a) in solche, wo den aufeinander geworfenen Passagieren noch die Kraft bleibt, sich gegenseitig um Verzeihung zu bitten und den Wagen zu verfluchen; b) in solche, wo ihnen durch die Wucht des Stoßes diese Kraft benommen. In Stuttgart kam ich morgens um neun Uhr an; mußte aber um zehn schon wieder die Stadt verlassen. Die Hoffnung, jetzt in das gelobte Land hineinzufahren, hielt mich aufrecht. Ich setzte mich in einen Omnibus — lass' mich schweigen über diese Anstalten im Allgemeinen — und fuhr ab. Von Stuttgart nach Tübingen beträgt der Weg sechs Stunden, wir brauchten acht; denn es saßen zwölf

Schwaben im Wagen, theils in demselben, theils auf demselben, theils auf mir. Zu meiner Rechten saß in einen Mantel gehüllt (denn hier unter diesem südlichen, paradiesischen Klima regnet es entweder oder es ist kalt), also zu meiner Rechten saß der Conducteur, ein ächtes schwäbisches Vollblut. Er barg unter seinen Umhüllungen eine Menge Geschöpfe von dunkler Herkunft, die aber von der ungemeinsten Lebendigkeit, Sprunghaftigkeit und Mittheilsamkeit waren und alsbald, wenn auch keinen Kitzel, so doch ein allgemeines Jucken verursachten. In der Hälfte des Weges mußte der Fuhrmann anhalten, und hier aßen die Zwölf eine ganze Stunde, sage sechszig Minuten — Sauerkraut und Schweinefleisch. O Schwaben, o Auerbach! rief ich aus, unwahrer Dichter, warum hast du dies Sauerkrautsmotiv in deinem Lorle nicht benutzt. — Etwa so: Lorle und Reinhard machen zusammen die Brautreise. Reinhard sitzt zur Seite Lorle's und betrachtet sie mit den seligsten Augen der Liebe. Er hält ihre Hand fest in der seinigen und starrt ihr wonnetrunken ins Auge. Ja! sie ist sein auf ewig, dieses Heiligenbild, diese wieder zur Erde niedergestiegene Madonna. Tiefste Verehrung erfaßt ihn. Er möchte anbetend vor ihr niedersinken, er möchte ihre Hand mit Küssen bedecken. Aber nein — irdischer Hauch könnte die Himmelskönigin entweihen. Er wagt es nicht. Und während er so in den seligsten Taumel versunken, belebt sich plötzlich das Madonnenbild, es wird mensch-

lich, schüttelt ihn am Arme und verlangt — Sauerkraut und Schweinefleisch. Hier würde nun der erste Conflict anfangen und so wäre es wahre und ächt schwäbische Poesie. Sauerkraut ist das A und Z für einen Schwaben, und du kannst hören, daß ein solcher Abends um eilf Uhr in einem Gasthofe ankommt und Sauerkraut und Spätzle verlangt. Bei uns würde man augenblicklich nach der Polizei schicken, wenn so etwas vorkäme. Doch hat es auch sein Gutes. In einem Lande, wo man in der Woche mehrmals Mittags und Abends Sauerkraut, bald mit Knöpfle, bald mit Spätzle und wo man Samstags sein Salätle und Brätle ißt, kann der Weltschmerz nicht aufkommen und es gibt keinen innen Zerrissenen, wie denn Schwaben durchschnittlich gar zufriedene und harmlose Dichternaturen erzeugt hat. — — Nachdem nun die Zwölf gespeiset und gesättiget waren, fuhr der Wagen weiter. Aber schon in Waldenbuch gab es einen neuen Halt. Dort trat der Omnibusführer in Unterhandlung mit einem Juden und verhandelte eines seiner Pferde, das zum Ziehen des Wagens wahrlich nicht überflüssig war. Doch was konnte man thun. Die Zwölfzahl war es zufrieden, da sie so Gelegenheit zu einer neuen frugalen Mahlzeit fand. Endlich kamen wir denn in Tübingen an. Laß mich schweigen über mein Leben während der Zeit, wo ich allein und Louis noch nicht hier. Von Geselligkeit, die doch sonst der Jugend nicht schwer zu fallen pflegt, war

gar keine Rede. Die einzige Gesellschaft, in der ich Zutritt hatte, war das Wirthshaus, wo ich mich für mein Geld betrinken konnte. Und dann die schwäbische Gemüthlichkeit! Ich suchte sie überall vergebens. Zwar hörte ich viel, sehr viel davon reden, wie denn die Schwaben überhaupt keine Gelegenheit vorübergehen lassen, von sich und ihrer Gemüthlichkeit zu sprechen und zu prahlen, damit aber gerade beweisen, daß sie diesen Vorzug, der ein ganz naiver und unbewußter ist, nicht besitzen, und daß ihnen zugleich das Blümchen der Bescheidenheit, von dem der große Bürger so Schönes berichtet, durchaus fehlt. Ich hatte Niemand mit dem ich nur ein Wort sprechen konnte, wenn nicht mit dem kleinen Kinde meines Wirthes, und das gab mir auf jede Frage zur Antwort: „Moi Mutter ischt krank — moi Mutter ischt krank!" als ob seine Mutter die einzige Person wäre, für die ich mich interessirte! Ich glaubte manchmal meine Stimme verloren, meine deutsche Sprache verlernt zu haben; stellte mir einen Stuhl in die Stube und sprach zu ihm mit Gesticulation: „Sprechen oder nicht mehr sprechen!" „Das ist hier die Frage!" „Du hast's erreicht, Octavio!"

„Träum' ich, wird das Auge trüber?
Nebelt's mir um's Angesicht,
Meine Minna geht vorüber,
Meine Minna kennt mich nicht!"

und ähnliche Stellen des Friedrich von Schiller aus Marbach, der die zwölf Bände geschrieben hat und den du ja auch kennst und hochschätzt. Morgens kam unsere Magd, die Katharine, die, beiläufig gesagt, gar nicht aus der Gegend, wo die Auerbachischen Lorle's zu Hause, und brachte die Milch.

„Guten Morgen, Katharine. — Die Milch?"

„Jo!"

„Ist's schon spät, Katharine?"

„Noi nitte!" (oder vielmehr „noi itte!")

und damit holperte sie zur Thür hinaus. Jetzt trat die Sprachpause bis zum Abend ein Um sieben kam ich nach Haus.

„Guten Abend, Katharine — habe ich schon frisch Wasser?"

„Jo!"

„Muß ich Lichter kaufen?"

„Noi itte!"

und so war der lebhafte Dialog wieder zu Ende. Ein einziges Mal entlockte ich ihr zwei Worte mehr.

„Sie machen ja ein trauriges Gesicht, was fehlt Ihnen denn?" fragte ich.

„Es gibt Stunde, wo —!"

war die Antwort, damit hatte sie das Wasser hingestellt und entfernte sich nicht ohne einen Anflug von unheimlicher Wildheit. So war ich denn immer wieder ganz allein. Ich studirte meine Collegienhefte noch bis gegen zehn Uhr und dann gedachte ich auch selbst für mich

etwas auszuarbeiten. Mein Körper ist ermüdet, meine Augen trübe, ich selbst traurig. Ich öffne das Fenster, damit Nachtluft mich ein wenig erfrische und so Phantasie, das ungeheuere Riesenweib, zu mir eintrete. Wirklich fängt es mich an zu schauern. Es ist Alles still, nur die rauschenden Gewänder der sich Nahenden vernehme ich. Mein Körper richtet sich auf; es belebt sich das Auge. Ja sie ist es! Das ist ihr erquickend-glühend-heißer Kuß. Wie wird mir so wohl, so frei; wie bekommt der Geist Adlerflügel. Er versucht sie. Scheu und nicht sich selbst trauend flattert er noch über die Erde hin, aber jetzt wird es einen wahren Adlerflug geben, er wird sich zu den höchsten Regionen erheben, er wird — — Großer Gott, da öffnet sich plötzlich mir gegenüber das Fenster, eine Hand fängt an auf der Guitarre zu klimpern und in rührend elegischen Tönen singt Fräulein Adelaide von Hoppes nach der weltbekannten, weitverbreiteten Melodie: Ach Gott wie schlecht! das wunderbar einfältige Lied: „Ischt denn Liebe ein Verbrechen, darf man denn nicht zärtlich sein!“ Unterdessen ist der neben mir wohnende Siebenbürger nach Hause gekommen und läßt seinen Pudel in tollen Sprüngen Tische und Stühle umwerfen und was dergleichen geräuschvolle Kunststücke mehr sind. Um das Terzett vollständig zu machen, placirt sich die Katharine vor meine Thüre und schreit der Katze rufend in einem fort:

„Mitzele komm, komm Mitzele komm, Mitzele kommscht!“

Aber das Mitzele kommt nicht. Die Katharine setzt ihm nach, stolpert und fällt mit ihrem nicht gerade ätherischen Körper auf die Treppe. Das Haus erdröhnt. Verzweifelnd an Gott und der Menschheit lege ich mich nieder. Möge mir denn doch der Gott des Traumes hold sein, möge Morpheus eine freundliche Schaale über mich ausgießen. Ja schön! Anstatt von Liebe, Ruhm, Freiheit träume ich: ich wäre das Mitzele, die Katharine verfolge mich und erweise mir mit ihren solid schwäbischen Schuhen einige zarte Aufmerksamkeiten, so daß ich in Wahrheit ermüdet und durchgebläut erwache. Doch genug davon und mehr als genug. Das Alles hat sich nach der Ankunft Louis bedeutend gebessert, obgleich ich noch nicht von dem Satze des großes Redners, der auf die Tribune sprang: „Meine Herren, der Mensch ist ein Vieh!“ heraus brüllte und dann stecken blieb, nachdem er sich so selbst vollständig erschöpft und charakterisirt hatte, obgleich ich von diesem mir in Tübingen lieb und klar gewordenen Satze noch nicht ganz zurückgekommen bin. Du wirst sagen, daß ich noch nicht lange genug hier, um ein Urtheil zu fällen. Möglich! Aber es gibt junge Männer, die schon Jahre hier zugebracht haben und dasselbe behaupten. Die Schwaben sind ausschließlich. Jeden, der nicht in ihrem Lande geboren ist, halten sie für norddeutsch, was bei ihnen gleichbedeutend mit arrogant, un=

wissend, oberflächlich ist. Am stärksten äußert sich dies bei den Stiftsköpfen, d. h. den Zöglingen des protestantischen Seminars. Weil aus ihrer Anstalt in Wahrheit rasch hinter einander einige Zierden der Wissenschaft, Männer wie Schelling, Hegel, Baur, Strauß, Vischer hervorgegangen sind, so glauben sie, man brauche nur in dem Hause zu wohnen, um ein vollendeter Weltbeglücker zu sein oder zu werden — eine Dummheit, die ebenso colossal und ebenso naiv ist, wie die eines jetzigen nassauischen Staatsdieners, der in früherer Zeit immer ein Dichter sein wollte und während seines Aufenthaltes in Heidelberg sich auf die Schloßbank setzte, auf der Matthisson seine bekannte Abendelegie gedichtet hatte, und nun meinte, es müsse ihm gelingen, weil er auf der Bank sitze. Er hatte einige Reime aus seinem Vorbilde abgeschrieben und brachte heraus:

„Hier stehe ich im Mondenschein
Und leide, ach, welch' Höllenpein!"

Etwas Besseres haben die Nachkommen der Hegel und Vischer auch wohl kaum geleistet. — — Es ist eigenthümlich, daß wir den Schwaben (ich spreche hier immer speciell von Tübingen) durch unsere Sprache, welche sie affectirt finden, schon zuwider sind. Ueber die Schönheit des schwäbischen Dialektes etwas sagen zu wollen, ist überflüssig. Es liegt in ihm der eigenthümlichste Zauber, was auch die Verbreitung der Dorfgeschichten

ungemein begünstigt hat. Wenn in Schwaben „ä nett's Mädele," das „ä herzig's Stimmele hat," sagt: „Magst mi — hast mi a gern, bist mir a gut?" so klingt das freilich süß und wie Musik. Zu vergessen ist aber nicht, daß gedruckt steht: „magst, hast, bist," daß es aber in Wahrheit lautet: „magscht, hascht, bischt," und daß ferner „die nette Mädele, mit de herzige Stimmele" sehr selten und in Tübingen gar nicht vorhanden sind. Die Sprache des Volkes ist unbestritten schön, aber die Sprache der Gebildeten — o Graus! rufe ich mit meinem Freunde Zettel, der den Liebhaber Pyramus „mit reiner Wäsche" so trefflich gespielt, — o Graus! Sie hat alles Harte und Abschreckende, ohne etwas von dem Weichen und Melodischen des Volksdialekts zu besitzen. Ach! es klingt wahrlich wie Mozart, wenn Dr. Kraft, der eben nicht gerade ein herzig's Stimmele hat, in der Archäologie beginnt: „Das Gröschte, Schönschte und Erhabenschte in der Kunscht der Plaschtik ischt;" oder, wenn er gar begeistert von dem „Bruschtkaschte" der medicäischen Venus spricht. — Glaube nicht Auerbach und seiner sentimentalen bestechenden Mosaikarbeit! Nur einmal, als ich Abends spät etwas erleuchtet von Lustnau nach Tübingen wankte und der Mond über dem Schlosse stand und die Gipfel der Berge und Bäume versilberte, so daß das Ganze blauweiß auf dunklem Grunde erschien, sah ich mit seinen Augen, sonst aber hatte ich nur ein Wort, um Alles in Allem auszudrücken; ein Wort, das hier

das dritte der Studenten, das vierte des Bürgers und ich weiß nicht das wie vielte in dem Munde der Damen ist. Es ist das Wort „saumäßig“. Ein Tübinger (nicht nur die Studenten allein, sondern alle) findet etwas entweder saumäßig schön oder saumäßig häßlich. Börne behauptet, daß bei Anwesenheit von Henriette Sontag in Frankfurt alle Ausdrücke erschöpft worden. Hier hätte er einen neuen hören können. Als die Sontag in Stuttgart sang, verbreitete sich alsbald die Kritik durch Tübingen, daß sie saumäßig schön gesungen. Ebenso hat Therese Milanollo, als sie an einem mir unvergeßlichen Abende hier spielte, saumäßig gespielt, saumäßig dunkle Augen und einen saumäßigen Anstand gehabt. Setze dies Wort als Motto über das Ganze und du hast die Wahrheit. In Tübingen ist Alles saumäßig schön. Jetzt aber genug davon. Den Professoren und vor allem einem Manne wie Vischer meine vollste Verehrung und Hochachtung und manchem andern Lehrer meinen besten Dank, aber alle meine Herzschläge der Heimath, dem schönen Rheine. Ich bin bis jetzt hier nicht untergegangen und werde es nicht, denn vor dem Verschmachten schützt das gute starke Bier, der Thau der schwäbischen Jugend.

Du fragst ferner, lieber Gustav, ob ich nicht etwas ausgearbeitet, ob ich dir nicht einige lyrische Gedichte zu schicken habe, und mahnst mich, wäre dies nicht der Fall, zur Arbeit. Ich glaube, daß ich zur lyrischen Poesie

gar keine Anlagen habe, glaube aber auch ferner, daß ein wahrhaft schöpferisches Genie kommen muß, wenn in dieser Dichtungsart noch etwas geleistet werden soll, denn abgesehen von den Minnesängern und den Uebersetzungen aus andern Sprachen scheint mir denn doch von Klopstock bis Heine so ziemlich Alles durchgesungen, was das Menschenherz bewegt. Und warum sollte ich versuchen, die Zahl oder vielmehr die Unzahl dieser Dichter im Goldschnittseinbande zu vermehren, die, einerlei ob es regnet oder schneit, hinter dem Ofen sitzen und im Schweiße ihres Angesichts die wonnigliche Pracht des Monat Mai besingen, wo denn die Gedichte freilich mehr Kohlendampf und Stubenluft, als Mailust und Blumenduft athmen. Jene Frühlingspoeten, die da glauben, jeden Maikäfer besingen zu müssen und in ihm den würdigsten Stoff zu ihrem Liedlein finden; jene Dichter, die nur vom „Blättlein rein", „Blümlein fein" und „Vöglein klein" zu singen vermögen, glaube mir, ihre Tage werden auch gezählt sein und der „milde" Geibel, der Johann Georg Jacobi der Gegenwart, mit seinen dreißig Auflagen wird auch aufhören, aufgelegt zu werden. Ich versuchte mich neulich einmal, als ich in dem botanischen Garten auf- und abging und es mir komisch vorkam, daß ich, unter Blüthen wandelnd, keine lyrischen Ergüsse mehr verfertige, wie ich früher immer zu thun gewohnt war. Mir gegenüber saß ein Mädchen auf dem Balkone hinter einem schützenden Dache

verborgen, das Julia heißt, wie die Geliebte Romeo's, und ein gutes Kind ist. Auch hat sie mit der Italienerin die dunkeln feurigen Augen gemein und der Unterschied ist nur, daß die Giulietta das nothwendige Hilfszeitwort „Sein“ io sono, tu sei, egli e conjugirte und daß die „Jule“ ich bin, du bischt, er ischt sagt und folglich eine ungemeine Passion für Sauerkraut und Schweinefleisch hat, wovon die Novellisten bei der Beschreibung Giulietta's und ihrer Lieblingsneigungen keine Erwähnung thun. Ich dachte aber glücklicherweise an die duftende Speise nicht und begann im Tone, der zu Vossens Zeit Mode war, wo das Lied immer „auffleugte“. Da fiel plötzlich mein begeistertes Auge auf ein Ungethüm von einer Schnecke und ich begann:

Du Schneck', Schneck',
So streck', streck'
Die Ohren heraus;
Sonst werf' ich dich
Hoch über mich,
Hoch über'n Kirchthurm hinaus.

So droht' ich mancher Schnecke
Im Gras und auf der Hecke;
Doch in der Kindheit Grabe
Ließ längst das Lied der Knabe.

Das Lied der Jugendzeit
Hat wieder sich erneut,

Doch klingt's in and'rer Art
Gar lieblich bittend zart:

Schön Schnecklein,
O streck' sein
Dein Köpfchen heraus.
Trifft mich dein Blick,
Spring' ich vor Glück
Hoch über'n Kirchthurm hinaus.

Du siehst, daß es mit meinen Serenaden nicht weit her ist und daß sie schwerlich fünfundzwanzig Auflagen erleben würden. Dagegen brenne ich vor Begierde, dir mein Erstlingswerk vorzulesen, das dir gewiß das Herz bewegen soll, da es Louis so tief erschüttert. Es ist freilich kein Roman, wie „die Ritter vom Geist", „die Clubbisten von Mainz" oder das gedankenschwere geniale Werk „nach der Natur" von Georg von Hauenschildt. Doch ich denke, ist die Gabe auch klein und bescheiden, so ist sie doch des Dankes werth und soll dir zum Herzen sprechen, da das Herz der einzige Verfasser ist. Du siehst, lieber Gustav, daß ich wieder den Namen der „Posaune" verdiene, den mir meine Schwester in frühester Jugend gegeben, und daß ich schon zum voraus einige kräftige Stöße hinein thue. Hoffentlich werden aber diesmal die Mauern von Jericho fallen und keine Schmach und Schande wird das Gesicht des unschuldigen Posaunisten erröthen machen. Lebe wohl, lieber Gustav, und glaube mir, daß ich und Louis viel von unserer

Körperfülle und Beleibtheit verlieren und uns also tag=täglich sichtlich verschönern. — —

Bei diesem Schluß des Briefes sahen sich die beiden jungen Leute an und lachten zugleich laut auf, denn sie waren, gelind ausgedrückt, beide etwas mehr als schlank in die Höhe geschossen. Louis fand den Brief vor=trefflich und wünschte nur noch etwas stärkere Farben bei der Zeichnung der Freuden, welche die Amts= und Universitätsstadt Tübingen bietet, angewandt zu sehen. Richard wanderte mit seiner Epistel zur Post und von da eilte er wieder über Berg und Thal. Freude und Hoffnung ließen ihn gar nicht zu sich selbst kommen. Die holdesten Phantasiegebilde umgaukelten ihn und er dachte nicht mehr daran, auf welche beängstigende Weise ähnliche Traumbilder, die er während der letzten Nacht gehabt, sich aufgelöst hatten. Er hatte sich nämlich unter freiem Himmel gelagert gesehen, an seiner Seite die goldgelockte Reiterin, die im Begriffe stand, mit einem Lorbeer seine Dichterstirne zu schmücken, als plötzlich Mond und Sterne am Himmel verschwanden und mit ihnen die schöne Reiterin auf der Erde. Zu gleicher Zeit begann der Wachtelkönig im Grase seine reichen und mannigfaltigen Gedanken in einem Tone von sich zu geben. Begleitend fielen die Unken ein. Erschrocken wollte sich der junge Unsterblichkeitscandidat des Wachtel=königs bemächtigen, aber siehe, der ging allmälig in die wohlbekannte Gestalt eines Professors über, dessen Ur=

theil über sein Werk Richard er als die letzte und maß-
gebende Kritik erwartete. Beunruhigt fuhr er auf und
sah jemand an seinem Bett. „Die Milch?" rief er un-
bewußt und mechanisch.

„Jo!" war die Antwort.

„Ist's schon spät?"

„Noi itte!"

Jetzt wußte er, daß er in Tübingen war und ein Schluck
Wasser verscheuchte bald Träume und Wachtelkönig.

Viertes Kapitel.

Der Alleinseligmachende.

Es ist etwas eigenthümliches mit den Titeln der Wirthshäuser in Deutschland. Man merkt erst recht das Auffallende, wenn man auf einer Reise nach Frankreich begriffen ist. Da steht noch dicht an der Grenze der Heimat ein stattliches Gebäude mit der verlockenden Aufschrift: „Gasthaus zum grünen Esel“ oder zum „rothen Ochsen“. Die Eisenbahn fliegt vorüber, man hat kaum Zeit dem Hause mit dem Titel, der einen Deutschen so ungemein anheimelt, einen Gruß zuzuwerfen, so befindet man sich schon auf französischem Gebiete, ein „Hôtel à l'univers“ starrt entgegen und erschreckt fährt der Deutsche zurück, denn er weiß jetzt, daß er nicht mehr in dem Lande, in dem sein Vaterhaus steht. Es ist nicht die fremde Sprache, nicht die fremden Charaktere der Schrift, die ihn so erschrecken — nein, das hat er ja schon früher gelernt, aber das l'univers, das Weltall, will ihm nicht in den Kopf. Ach in so einem

Gasthofe kann es ja nicht gemüthlich sein, wie im „grünen Esel" oder im „schwarzen Bock". Ein deutscher Wirth wird es nicht wagen, seinen Gasthof zum Weltall zu taufen, denn abgesehen davon, daß er mit der Polizei in Conflict kommen könnte, sähe er sich auch der Gefahr ausgesetzt, allabendlich durch seine leeren Räume allein zu spazieren. Treibt er es mit der Poesie hoch, so wird aus dem grünen Esel ein „Prinz Carl" und aus dem schwarzen Bock ein „Prinz Friedrich" oder sonst eine Größe. Ist einmal der Titel von der „Sonne", der leuchtenden Himmelsflamme, entlehnt, so kann man darauf rechnen, daß das Haus aussieht, wie ein Tag im April; heißt es zu den „Jahrszeiten", so wird es nichts von dem frühlingsduftigen und alle Spuren von dem ewigen Winter an sich tragen.

Daß in Tübingen alle Titel der Gasthöfe aus dem Thierreiche oder dem fürstlichen Geblüte entlehnt sind, versteht sich von selbst. Die Stadt wird eröffnet mit dem „Ochsen," der „Prinz Carl" liegt in der Mitte und das Gasthaus zum „König" am andern Ende. Der nächstgelegene Ort, Lustnau, beginnt mit der Wirthschaft zum „Gaul" und besitzt gleichfalls seinen Ochsen und seinen Prinzen. Ebenso ladet im folgenden Dorfe ein muthiges weißes Pferdchen auf schwarzem Schilde den Durstenden ein und verheißt ihm im Gasthaus zum „Rößle" einen guten Labetrunk.

Richard vermied alle so betitelten Wirthshäuser Tübingens und wandte sich, nachdem er in wirrem Kreuzen durch Wald und Wiesen, Berg und Thal einen Nachmittag verträumt hatte und gegen Abend eine gewisse solide Sehnsucht nach etwas Positivem verspürte, zu einem Gasthofe, der seinen Titel von der Rebe, dem schwellenden Kinde der Sonne entlehnt hatte und also bei dem lechzenden Rheingauer die süßesten Sympathien erregte. Richard trat ein und fand den Raum, den die Professoren- und Philisterwelt Tübingens einzunehmen pflegt, ziemlich gefüllt. Hier gaben sonst die Tübinger Menschheitsbeglücker ihre weltbezwingenden Ideen zum Besten; hier setzten sie Minister ab und ein und beurtheilten bei einem Beefsteak mit Kartoffeln und einem Schoppen Wein die Politik Palmerston's und den Zustand Englands. Hier erweiterte sich bei einer Flasche Champagner aus Eßlingen für 1 fl. 12 kr. ihr Herz zur Menschheit und sie dachten groß wie Marquis Posa, der Freund des spanischen Infanten, und citirten Stellen aus ihrem Landsmanne Schiller. Bald aber sahen sie ein, daß 1 fl. 12 kr. viel Geld sei, der Champagner aus Eßlingen blieb aus und mit ihm legte sich ihre edle Brausepulverbegeisterung und sie wurden wieder die alten, tristen, nüchternen Gesellen und zeigten sich wieder in ihrem früheren, wässerigen schäbigen Charakter mit Runzeln auf der Stirn und im Herzen. Das dumpfe, stiere, schwäbische Stillschweigen, das für jeden unvergeßlich ist,

der einmal das unselige Glück gehabt, einer Gesellschaft in Tübingen beizuwohnen, trat wieder an die Stelle der politischen Kannegießerei und ihr unauslöschlicher Haß gegen den Geist, die Barricaden und die Hämorrhoiden, diese drei Todfeinde eines Tübingers, gegen die er sich zur Tag- und Nachtzeit verschanzt, füllte wieder ihr ganzes Sein aus. Hatten sie sich in der Zeitung überzeugt, daß in Frankreich Ruhe, hatten sie sich einen bequemen Stuhl gesucht, so saßen sie da, wie häßliche Holzbilder und nur zum Essen bewegte sich der Mund dieser Magenapostel, die ein Beefsteak zu ihrem Fahnenabzeichen nehmen sollten. In ähnlichem Zustande fand Richard die Versammlung. Alle saßen schweigend da und aßen oder rauchten. Der einzige Mann, der die Gesellschaft etwas zu bewegen verstand, Rector Schaal, ein Mann, der sich als Verehrer Wieland's einen gewissen Philisterhumor ausgebildet hatte, fehlte. Die Blicke aller Anwesenden schienen ihn zu suchen. Endlich begann der Amtmann Schlafer:

„Ja, wo bleibt denn der Schaal?"

„Er war schon da!" erwiederte der Professor Gähnius.

„Ist er wieder fort?"

„Ja — er hat aber noch seinen halben Schoppen stehen lassen!"

„Na! dann kommt er auch wieder, denn stehen läßt er sonst nichts!"

Alle staunten ob der Unterbrechung der Ruhe und sahen die verwegenen Sprecher so mahnend an, daß diese alsbald verstummten. Richard, in dessen Kasse es etwas dürftig aussah, hatte sich zögernd eine Suppe und ein Brod bestellt und begann eben seine frugale Mahlzeit, als sich ein schlanker, schöngestreckter Windhund an ihn herandrängte und bittend zu ihm aufsah. Der junge Mann warf einen schwermüthig, träumerisch hamletisirenden Blick auf den reichbeladenen Tisch, weilte dann traurend einen Moment auf seiner frugalen Mahlzeit, wandte sich rasch und grimmig nach dem Hunde und suchte ihn zu verjagen. Dieser kam immer näher und erhob seine dunklen Augen immer bittender. Richard wurde fast von Zorn übermannt. Er suchte den Hund zu schlagen, dachte daran, was er alles thun würde, wenn er Wirth wäre; sann über Polizeimaßregeln gegen die Hunde im Allgemeinen und gegen die Windhunde im Besonderen nach und war eben im Begriff dem leichtfüßigen Thiere etwas an den Kopf zu werfen, als dieses seine lange schöne Schnauze auf sein Knie legte und wie die Treuherzigkeit selbst zu ihm aufsah. Richard's Herz wurde sichtbar bewegt. Er fühlte sich so verlassen, so entsetzlich vereinsamt unter dieser Tübinger Menschenrace. Das Schmeicheln des Thieres that ihm wohl, er theilte mit ihm sein Weniges. Wer weiß, in welche sentimentale Stimmung er versetzt worden wäre, wenn nicht plötzlich der Justizrath Heuchlerum begonnen hätte:

„Jetzt mögt ich doch wissen, wo der Schaal bleibt, hat er denn sein Beefsteak schon gegessen?“

„Schon lange,“ antwortete der Professor Staubig. „Das ist doch zu merkwürdig, aber sein halber Wein steht noch da, dann muß er auch wiederkommen, wenn er das nicht wollte, hätte er ihn gewiß ausgetrunken; er ist doch sonst keiner von denen, die etwas stehen lassen!“

Hier wurde der Professor Staubig in seiner Rede durch ein Räuspern unterbrochen, das von dem Platze kam, wo der Kaufmann Schnitzer saß, der nur der Ideen-Schnitzer genannt wurde, weil er überall seine Ideen hatte und für die ganze Stadt dachte und Pläne schmiedete. Der Ideen-Schnitzer ist ein Kaufmann aus der alten Schule, der, obgleich er sehr reich ist, einfach geht in einem alten Käppchen und einem alten grauen Rocke, der so lang ist, daß der Rockflügel Sonntags noch in der Kirche flattert, wenn sein Besitzer schon an seinem Hause angekommen. Die Säcke des merkwürdigen Rockes sind nach alter Mode noch getrennt von dem Rocke selbst und flattern hinten wie Kirchenfahnen dem Herrn zu Ehren. Die Stiefeln des Ideen-Schnitzers sind so weit, daß ein witziger Kopf behauptete, man höre schon auf eine halbe Stunde Entfernung, wie bei jedem Schritte der Wind herauspfeife.

„Ich hab' so meine Ideen!“ begann der Kaufmann Schnitzer — „ich glaube, der Schaal ist seine Tochter

abholen gegangen, weil er gerade fortging, als der Eilwagen ankam!"

Die Idee des Ideen-Schnitzers fand allgemeinen Anklang und wirkte wieder beruhigend auf die unterhaltende Gesellschaft. Der glückliche Kaufmann gab sich aber noch nicht zufrieden, sondern wandte sich nun an den Professor Gähnius und sagte ihm: wie gern er nach Paris reise, um die Ausgrabungen von „dem Ninive da" einmal zu sehen; fragte den Staubig, ob denn Palästina zur Zeit Christi noch unter den Pharaonen gestanden habe und was aus den Parthern geworden und Anderes mehr. Richard hätte sich gern mit dem alten Mann unterhalten, wenn nicht sein Freund Louis in das Zimmer hereingetreten wäre und ihm gesagt hätte:

„Komm, Richard, fort aus dieser verqualmten Perücken- und Zopfatmosphäre hinüber in das Studentenzimmer zu einem Landsmanne aus Nassau. Hier vergißt man ja ganz, daß man ein Mensch ist, dem gesundes warmes Blut in den Adern rollt. Ich fürchte, du wirst diese Gesichter schon zu lange betrachtet haben und wirst den ganzen Abend nicht mehr aufthauen. Komm, ich werde dich freihalten, wie es natürlich einem armen Alltagsmenschen, dem jungen in der Höhe schwebenden Genius gegenüber, zukommt!"

Lächelnd reichten sie sich die Hand und verließen das Zimmer und lächelnd traten sie in das andere ein, wo

die Studenten in munterer Gesellschaft sich ihrer Jugend und leichten Herzen freuten.

Richard's Blick umwölkte sich ein wenig, als sein Freund Louis begann:

„Herr Candidat der Theologie Philipp Schütz, ich habe die Ehre, Ihnen meinen Freund Richard, Ihren Landsmann, einen großen Dichter und guten Menschen vorzustellen und ich denke, Sie werden doppeltes Interesse an ihm nehmen, wenn ich Ihnen sage, daß er wie Sie schwanger geht, oder vielmehr, daß er schon sein erstes Musenkind, einen gesunden Jungen, zur Welt gebracht hat, gleichwie Sie — —!"

„Sie werden hier, wie es Sitte ist, predigen, Herr Candidat?" unterbrach Richard seinen Freund.

„Ja, in drei Tagen werde ich vor dem Abgange von der Universität meine Proberede halten!"

„Und haben Sie Ihren Stoff selbst gewählt, oder hat man ihnen einen bestimmten gegeben?"

„Ich erhielt als Thema, über den Einfluß und die Stellung der heiligen Schutzengel zum Menschen zu sprechen."

„Ein schöner Stoff," sagte Richard mit einem leichten Anfluge von Ironie, „der sehr viel Phantasie zuläßt. Ich wünsche Ihnen von Herzen, daß Ihnen der Ihrige während des Gottesdienstes recht freundlich zur Seite stehen möge!"

Der junge katholische Geistliche verneigte sich und wollte antworten, als Louis rief:

„Jetzt sprecht, was trinken wir? Ich schlage zuerst Bier vor!"

„Ich trinke kein Bier!" sagte Richard.

„Warum nicht, sind Sie krank?" fragte Schütz.

„Jetzt geben Sie Acht, was er erzählen wird," fiel Louis ein. „Er wird sich als junger Schriftsteller schon etwas leidend fühlen, wird von Angegriffensein sprechen und von Ermüdung. Dann aber wird er sagen, daß Sie nicht glauben sollen, er sei ein Schwächling, im Gegentheil bei der Untersuchung in Wiesbaden habe man ihn tauglich zur Artillerie gefunden und er verdanke es nur der Nummer 92, daß er nicht als wohlbestellter Militair Erbprinzengeburten und Jesuiten- und sonstige freudige Ereignisse der Art mit ankanoniren müsse u. s. w. u. s. w. Ich schlage nochmals Bier vor!"

„Du scheinst schon etwas viel von dem, was du vorschlägst, zu dir genommen zu haben," sagte Richard.

Louis kehrte sich nicht daran und bald klangen die Gläser zum Antrunk. Dann unterhielten sich die jungen Leute eine Zeit lang von der Heimath und kamen überein, daß ihr schönes Nassau das reizendste und gottgesegnetste Land Deutschlands sei. Das Gespräch über das Vaterland führte die Unterhaltung auf die verlebte Jugendzeit. Manche lustige Anekdote wurde aufgetischt und mancher Lehrer wurde citirt. Von der Knabenzeit

gingen sie auf die Wichtigkeit der Wahl eines Berufs über und Richard fragte:

„Haben Sie denn nie einen Augenblick gezögert, Herr Candidat, sind Sie immer ruhig Ihrem Ziele entgegen gegangen?“

„Wie meinen Sie das?“ entgegnete Schütz.

„Nun — Sie sind in Tübingen, haben Gelegenheit gehabt, eine Richtung, die der Ihrigen entschieden entgegen ist, in ernsten und würdigen Männern vertreten kennen zu lernen. Tauchte nie ein Zweifel an der Unfehlbarkeit Ihres Glaubens bei Ihnen auf?“

„Nie!“ entgegnete Schütz mit Nachdruck. „Es kann nur ein Weg der Weg des Herrn sein und wie verlockend die Stimme des Gegners sei, wir werden nicht darauf hören; im Gegentheil, gerade diese Zweifler machen uns fester. Die katholische Religion wird siegen, wird wieder die einzige sein und die Völker fühlen es auch jetzt schon und schaaren sich wieder um die alte Fahne. Von dieser Wahrheit sind die jungen katholischen Geistlichen alle durchdrungen, und beseligt von der Gewißheit des einstigen Sieges sehen sie ruhig der Zukunft entgegen. Wer das Unfehlbare verkündet, kann nicht zagen, wer die Bahn Gottes geht, kann nicht straucheln!“

„Es ist mir lieb,“ entgegnete Richard, „daß Ihr Weg so sicher ist, Herr Candidat. Doch muß ich gestehen, seitdem ich in Tübingen bin und tagtäglich einige hundert angehende katholische Priester sehe, wird mir

denn doch die Unfehlbarkeit immer zweifelhafter und was das Straucheln betrifft, so straucheln diese Herren nicht allein, sondern sie sinken und fallen wöchentlich wenigstens drei- und viermal von Bier und Wein berauscht. Unterbrechen Sie mich nicht, Herr Candidat, ich weiß wohl, was Sie unter Straucheln verstanden haben; aber ich denke, derjenige, welcher auf seinem geistigen Standpunkt nicht wankt, sollte denn auch etwas von seiner Bibelfestigkeit seinen Beinen und seinem übrigen Körper mittheilen und sollte in Wein und Bier etwas mäßiger sein. Sehen Sie einmal diese Herren aus dem Convict an, Sie haben nur wenig Zeit; die benutzen sie aber so vortrefflich, daß sie in einer halben Stunde des Guten mehr thun, als die andern Studenten in zehn Tagen. Hören Sie ihre Gespräche. Da rühmt sich der eine, er habe zehn Schoppen Bier in einer Viertelstunde geleert, der andere prahlt: er sei ganz betrunken zu Tisch gekommen, die Herren hätten aber nichts gemerkt und so fort; jeder auf seine Weise, jeder mit mehr Stolz, aber nicht auf die geistige Unfehlbarkeit. Die kommt so auf einmal über Nacht und mit ihr die berühmte Sittlichkeit. Sehen Sie, ich war neulich in dem Colleg des Herrn X., als dieser kleine Naturnachlaß seines großen Herrn Vaters Ihren Studiengenossen docirte. Ich versichere Sie, daß es mir bang und beklommen, ja ängstlich zu Muth wurde, so roh betrugen sich die Herren. Ich hatte oft darüber nachgedacht, was

Homer unter dem Worte „rülpsen", das er nur einmal bei dem „Cyklopen" anwendet, versteht. Jetzt wurde es mir klar. Diese Herren mit ihren bierheiseren Stimmen und ihrem ewigen Räuspern u. s. w. sind die wahren Rülpser und sie rülpsen, daß einem der Athem ausgeht!"

„Es ist allerdings wahr," sagte Schütz, „daß unter den schwäbischen Studenten — —"

„Bitte sehr, Herr Candidat," fiel Richard ein, „hier muß ich die Schwaben in Schutz nehmen. Es ist nicht zu läugnen, sie haben Durst, viel Durst und trinken mehr als die andern Stämme, aber in dem Hauptpunkt ist es bei uns nicht besser. Nehmen Sie nur, welches ist denn das Schicksal unserer Geistlichen. In den reichen Familien herrscht, wie bei den Franzosen, die Sitte, daß die am wenigbegabtesten Kinder sich dem Priesterstande widmen und daß man mit einem gewissen Beileid zu sagen pflegt: „Er eignet sich zu einem Prediger!" Die ärmeren Leute, welche selbst keine eigentliche Erziehung genossen, sehen natürlich ihren Herrn Pfarrer, den Vertreter Gottes, als das Höchste an, und haben sie einen gescheidten, talentvollen Jungen, so träumt die Mutter schon in frühester Jugend davon, daß ihr Sohn Priester werden müsse, und kennt keine höhere Seligkeit, als ihn vor dem Altare die Messe lesen zu sehen, beneidet von allen Nachbarn und Bekannten; kennt keine höhere Seligkeit, als dereinst aussprechen zu können: „Mein Sohn

der Herr Hochwürden"; aber daran denkt die gute wackre Mutter nicht, wie ihr Kind, um Prediger zu werden, eine ganz andere Erziehung erhält, als sie und ihr Mann, wie die Wunden der Zeit sich vor seinem Auge öffnen, wie sein Herz schlagen wird für Manches in der Welt, das schön und hold, ihm aber für ewig untersagt ist. Daran denkt die gute Mutter nicht, daß für einen gebildeten Menschen der Glanz und die Glorie, die das Haupt eines Predigers umgeben, nur matt und blaß sind und nicht hinreichen, um das Licht und Freude suchende Auge von Allem, was in der Welt lockt, abzuhalten. So grollt denn der junge Mensch bald mit seinem Schicksal. Er möchte anders, aber er kann nicht; die Hülfsmittel fehlen ihm. Und nun tritt Verbissenheit und Haß gegen die Freuden der Welt bei ihm ein oder er wird ein heimlicher Sünder, gefährlich für das Wohl der Familie durch die furchtbare Macht, die ihm die Kirche anvertraut, gefährlich für das Wohl des Staates. Herr Candidat, ich kenne solche Leute und war mit Manchem früher befreundet. Nein — nein! Ich kann mir nichts Schrecklicheres denken, als Menschen, die für Alles abgestorben sein sollen, als Deutsche, die von Rom ihre Befehle holen, als Deutsche, die Alles, was sie mit Stolz verehren sollten, verläugnen müssen, als Deutsche, denen bei Nennung von Namen wie: Luther, Hutten, Lessing, Göthe, Schiller nicht das Herz vor Freude erbeben darf!"

Während der Rede Richard's flammte einen Moment eine Zornesröthe über das Gesicht des Geistlichen, die bald einem ironischen Lächeln wich. Als ob ihn Alles, was der junge Mann in seinem Eifer vorgebracht hatte, gar nicht berühre, erwiederte er endlich:

„Ich dächte, Ihr Studium sollte Ihnen doch bewiesen haben, daß die katholische Kirche manchen Dichter und Schriftsteller hervorgebracht hat, der sich an Talent mit jenen messen kann und sie an sittlicher Wirkung weit überflügelt.“

„Sie meinen vielleicht Calderon und Dante,“ sagte Richard. „Es ist ein Wahnsinn, den letzteren Dichter für einen katholischen zu halten. Allerdings ist seine Anschauung eine mittelalterige, aber katholisch ist er darum nicht, mindestens nicht, wie die Priester das Wort auffassen. Denn sie wissen wohl, in welchem Pfuhl von Schlamm er so viele Päbste in der Hölle untergetaucht herumschwimmen läßt und wissen auch, daß er den päbstlichen Stuhl mit einer hungrigen, nie gesättigten und nie zu sättigenden Wölfin vergleicht, die den Wanderer anfällt, wenn er den Berg hinansteigen will, dahin, wo die ruhige klare milde Sonne, die Sonne des Wissens und der Wahrheit und Gerechtigkeit leuchtet und die diesen weiterstrebenden Wandrer zurückzuscheuchen sucht in das Thal, wo die Finsterniß des Wahnes und der Dummheit herrscht. Sie wissen, daß — —“

„Halten Sie ein, ich bitte. Ich meinte nicht einmal Dante. Ich meinte den Schriftsteller, der in neuester Zeit, ein zweiter Wolfram von Eschenbach, seine Harfe dem Herrn widmete und ihr Töne entlockte, rein und wohlklingend, wie je ein Dichter!"

„Sie meinen," sagte Richard, „den Herrn von Redwitz. Redwitz und Wolfram von Eschenbach, zwei Namen, die zusammenklingen, wie ein volltöniges Orchester und eine Halmpfeife. Ich will über die Poesie in diesem Dichter nicht reden, denn es ist keine bei ihm zu finden. Poesie soll mit Geist in Geist arbeiten, Herr von Redwitz aber arbeitet mit Dummheit in und für Dummheit, Religion finde ich noch viel weniger in ihm. Wenn er denn den Herrn besingen will, nun gut, so singe er:

„Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu."

wie Novalis — aber er verschone uns damit, wie im Momente seiner Andacht sein dunkles, gelocktes Haar ausgesehen, wie der Wind damit spielte, wie sein Auge geflammt und seine Brust sich gehoben. Wenn er die römische Kirche besingen will, so lasse er seine Geliebte aus dem Spiele und kniee sich wirklich opfernd vor den Altären nieder, sage aber nicht: „Mein Lieb, du bist mein Kirchlein," in dem ich den Herrn verehre und meine Andacht verrichte. Denn das ist zweideutig und unanständig, wie Alles, was Herr von Redwitz dichtet, das ist für die geschrieben, denen Prutz so schön zuruft:

„Für Euch nicht schwarz, für Euch nicht weiß, für Euch allein das falbe!
Die volle Nacktheit ärgert Euch, doch kitzelt Euch die halbe!“

Wenn er endlich fühlt, daß Alles von oben kommt und daß der Mensch ein armseliger Wurm ist, so verschone er uns doch mit seiner durch Syrup und Himbeerensaft gezogenen Persönlichkeit und fange nicht immer an mit: „ich will“ und „ich werde“ und endige nicht immer mit: „ich bin“ und „ich habe“. Ob denn Herr von Redwitz nicht Angst hat vor der Ankunft im Himmel, von der er so Seliges berichtet, ob er nicht fürchtet, daß ihm die Evangelisten und Propheten, welche er mit „Blättlein fein“ und „Vögelein klein“ verglichen, entgegenkommen in ihrer gewaltigen Größe und sich beschweren über die kleinen netten Miniaturbilder, die er aus ihnen den gewaltigen Riesen gebildet. Ich begreife wohl, wie die katholische Kirche einen solchen Versmacher zu ihrem Dichter erheben kann. Er lockt an durch seine versteckte, verbissene Sinnlichkeit — er ist kokett, wie die Kirche selbst; denn diese Kirche, die jetzt so gefährlich thut, sie ist nicht mehr zu fürchten wie früher. Es ist Alles eitel Prahlerei. Wie kriechend, sclavisch kriechend war nicht die streitende triumphirende Kirche in den Märztagen. Wie stellten sie sich hin, diese Priester und beteten, Haß und Tod im Herzen für das Wohl des Volkes und segneten seine Fahnen ein. Damals hätten sie ihren Muth beweisen sollen, aber sie wagten nichts. Nun

fangen sie gedeckt durch die Bajonette der Regierungen an sich zu zeigen und gewaltig zu streiten, und wie alle Feiglinge sind sie übermüthige und gehässige Sieger. Aber alle ihre Triumphwagen sind von Pappe gemacht, mühsam zusammengeleimt, erkünstelt, nicht dauernd — Alles ist koketter Prunk. Auch die Protestanten sind in die kokette Manier verfallen; wenn sie z. B. einen Luther malen, wie er dasteht mit den gen Himmel verdrehten und verzückten Augen, mit dem nach oben gerichteten Zeigefinger, als wollte er die Engelchen aus dem Himmel herausbeten, so ist das für jeden, der die Geschichte kennt und den Mann, der geschrieben: „daß euch römische Buben Gott gebiete, ihr trachtet danach, daß man euch auf die Köpfe schlage und ihr verjaget werdet —" und der gedichtet hat:

„Wer nicht Lust hat an einem raschen Pferd,
Wer nicht Lust hat an einem blanken Schwert,
Wer nicht Lust hat an einem schönen Weib,
Der hat fürwahr kein Herz im Leib!"

mehr als lächerlich und abgeschmackt. Ueberhaupt wollen sie von dem großen und genialen Luther nichts Rechtes wissen. Wie würde heute ein protestantisches Pfarrerstöchterlein, das Amaranth liest und Geibel und „Was sich der Wald erzählt", erröthen, wenn man ihr eine Schrift von dem in die Hand gäbe, ohne welchen sie auf der Welt zu sein doch nicht die Ehre hätte; wie

zimperlich würde sie thun und sprechen von einst und jetzt und von vorgeschrittener Erziehung und Sittenverfeinerung. Eine ebensolche abgeschmackte Manier, fuhr Richard nach einer Pause fort, ist das ewige Flennen und Heulen unserer Prediger, mit dem sie die Kanzel betreten, und der ständige Text: „Wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollen!" oder: „Aller Reichthum kommt von oben!" wie der geheime Kirchenrath X. immer predigt, wobei freilich behauptet wird, er zeige bei dem „Oben" nach Frankfurt, von wo ihm seine drei Frauen die Reichthümer zugeführt haben. — Auch der Protestantismus ist kokett, aber nicht wie der Katholicismus. Hegel sagt einmal — —"

„Um Gotteswillen, lieber Richard," sagte Louis seinen Freund bei der Hand nehmend und sie ihm herzlich drückend — „du donnerst ja, als wenn du eine Redeprobe halten wolltest. Zuerst ließ ich dich gehen, aber jetzt, wo du noch gar mit Hegel angerückt kommst, muß ich als Antihegelianer deinen Fluß hemmen. Was Hegel, was Schelling! Jetzt handelt sich's höchstens darum, ob wir Hegel-Grog oder Schelling-Punsch trinken wollen?"

„Oder Rheinwein und somit die liebe Natur!" sagte Richard lachend. — „Es thut mir leid, Herr Candidat, daß ich so lange gesprochen, doch Sie dürfen nicht bös sein, da es Ihnen ja gefallen muß, wenn jemand seine

Meinung frei ausspricht. Ich bin jung und fühle mich nicht als zerknirschter Sünder und will leben und küssen. Nicht wahr, Madame?"

Die letzteren Worte waren an die Wirthin gerichtet, welche schon seit geraumer Zeit zugehört hatte und neben Richard stand. Sie war Wittwe, bekannt unter dem Namen der Frau Doctor und schien mit Wohlgefallen dem jungen Sprecher zuzuhören. Sie stimmte bei, sandte den Kellner nach Rheinwein und bald stand eine Flasche Rüdesheimer auf dem Tische. Richard nahm sie in die Hand und sagte:

„Wie wohlthuend ist es, sein schönes Vaterstädtchen auf einer Etiquette zu sehen und von solchem Feuerwein an seine Heimat erinnert zu werden. Versöhnen wir uns wieder, Herr Candidat, und leeren Sie mit mir den Römer auf das Wohl Rüdesheims und seiner Bewohner! So, das wärmt und gibt Glut. Der Wein ist seiner Heimat würdig. Er ist aus dem Keller des Herrn P. F. F. Dilthey und ich kenne die Weinhandlung, sie ist die beste im Rheingau und mein Freund Söhnlein wird diese Flasche gefüllt haben. Auf das Wohl des Herrn Dilthey, seiner Familie und seines Kellermeisters."

Die Gläser klangen zum Zweitenmale und der Rheinwein führte bald die Versöhnung herbei. Allmälig stieg der Wein den jungen Leuten in die Köpfe und sie gewährten bei der dritten Flasche den interessantesten Anblick. Richard, schlank, rasch in die Höhe geschossen,

im zwanzigsten Jahre stehend, mit dunklem Auge, langem schwarzen Haare, fing an immer munterer zu werden. Sein unregelmäßiges, braunes, durch starke Augenbrauen und schwarzen Schnurrbart scharf markirtes Gesicht röthete sich mehr und mehr und schien die Freude zu theilen, die dem Mund entströmte. Louis, vier Jahr älter als Richard und gesetzter, fing an seinen von dunkelblonden Haaren umwallten Kopf mit den etwas blöden blauen Augen und dem schönen, feingeschnittenen, aber ganz bleichen Gesichte sinken zu lassen, als denke er nach über das Schicksal der Welt und den Stein der Weisen. Die dunklen Augen des katholischen Priesters funkelten nach jedem Glase Wein leuchtender und stechender aus dem fahlen Gesichte unter den buschigen Brauen. Er war einer jener nicht uninteressanten Erscheinungen, die man so häufig bei katholischen Geistlichen trifft und die ein gewisses Grauen erregen. Von Bauern abstammend, war er breit und derb von Gestalt, aber das Gesicht hatte im Laufe seines Studiums durch das viele Zimmersitzen eine weiche sammtartige Glätte erhalten und man sah und ahnte, wie es unter der Asche bei ihm brannte.

„Musikalischer, Musikalischer," rief plötzlich Richard seinen Freund schüttelnd. „Du gibst ja keinen Ton von dir. Ein Glas auf das Wohl des Gottes unserer Seele. Hörst du? Auf das Wohl Mozart's. Nun, weißt du nicht, was Lessing sagt:

„Wer da nicht trinket, der ist ein Stein!“

Sing etwas. Sing das Lied vom Champagner. Ja Champagner, der muß ihn munter machen. Madame, eine Flasche Champagner!“

Unglücklicherweise wurde der Lärm, den Richard machte, durch das Geschrei an den anderen Tischen nicht gehört und so gerieth er immer mehr ins Feuer. Der Champagner kam. Richard rief:

„Er singt nicht, Madame, singt nicht, nicht einmal von Liebe und Sie sitzen neben ihm und er kann singen, so schön singen und ich kann nicht singen und ich singe:

H o o o o olde Cypressengestalt
Mich trei ei eibt der Liebe Allgewalt.

O Madame, ich liebe Sie. Ziehen Sie Ihre Hand nicht zurück. Mein Herz ist bewegt, sehr bewegt. Glauben Sie nicht, daß es nur kosmopolitisch liebt und das All umfaßt. O nein, es kennt auch den Privataffect der Liebe. Es sucht auch seine specielle Befriedigung. O Madame, kennen sie Gutzkow, den großen unsterblichen Gutzkow? Sehen Sie, mit dem sage ich jetzt, wie sein Cäsar in der Wally: „Nicht die Liebe, Madame, treibt mich zu Ihren Füßen, sondern der Gedanke an eine Humanitätsfrage. Warum sollen Sie nicht mehr lieben, Madame, warum sollen Sie, eine Blume des Feldes, nicht mehr erquickt werden von dem Thau der Liebe und also verwelken. Etwa weil Ihr

Mann, der dicke Wirth, gestorben ist und ich mager bin. Wissen Sie, Madame, was Cäsar von den dicken Leuten sagte und was von dem dürren Cassius. O Madame, Sie machen mich selig. Ich sehe, daß Sie zwar keine entgegenkommende, aber eine von den stillhaltenden Naturen sind."

Während dieser Worte umfaßte Richard rasch die schlanke Frau und küßte sie einigemal, ohne daß sie sich allzugewaltig gesträubt hätte. Es war im Thun und Reden des jungen Mannes viel Charlatanerie, wie diese denn bei lebhaften Naturen im ersten Stadium der Trunkenheit, wo noch ein gewisses Bewußtsein da ist, immer einzutreten pflegt. Ob sie aber nicht bald verschwunden wäre, als er die schlanke Frau an sich gezogen, ist eine andere Frage. Jedenfalls wurde er durch eine Erscheinung von seinem Thun abgezogen, eine Erscheinung, die so merkwürdig, daß sie alle Gäste um sich versammelt hatte und so die Scene zwischen Richard und der Wirthin fast unbeachtet geblieben war. Der Candidat Schütz hatte nämlich im Anfange nur wenig Spuren von Leben und gar keine von Trunkenheit von sich gegeben. Nur einmal, als ihm Richard zugerufen, er möge in den perlenden Rüdesheimer schauen, er würde darin seine Geliebte das Engelsköpfchen auf Rheinweingoldgrund wahrnehmen, hatte er hineingesehen und sein Gesicht das einzig eine lächelnd erblickt. Als aber der Champagner gekommen, hatte er sich mehr und mehr

belebt und eine Zeit lang etwas vor sich hin gemurmelt. Dann war er plötzlich aufgesprungen, hatte sich auf den Tisch, hinter dem die Wirthin gewöhnlich zu sitzen pflegte, gestellt und wahrscheinlich, um sich zu üben, seine Predigt über die heiligen Schutzengel begonnen. Richard hatte dies Alles nicht wahrgenommen und schon war ein Abschnitt des Sermons vorüber, als plötzlich ein schallendes, donnerndes Gelächter machte, daß er umschaute, seinen schwarzen Bekannten mit dem langen Rock und dem fahlen Gesichte auf dem Tische gesticulirend erblickte und vor Erstaunen halb nüchtern ausrief:

„Madame, Madame — sehen sie den Alleinseligmachenden!"

„Still, still!" donnerte es von allen Seiten.

„O meine Brüder und Schwestern in dem Herrn —" fuhr Schütz mit kläglich singender, jedes Wort unendlich dehnender Stimme in der Weise der katholischen Priester fort. „In dem alten und neuen Testamente finden sich der Beispiele viele und zahlreiche, daß die heiligen Schutzengel niederstiegen zu den armen, unglücklichen und elenden Menschen. So kam ein heiliger Schutzengel zu dem armen, dem blinden, dem unglücklichen Tobias, der da war aus dem Stamme Naphthali, aus einer Stadt in Ober-Galiläa über Aaser an der Straße zur linken Seite gegen dem Meer. Und er begleitete den Sohn des Tobias, als er für seinen Vater das geliehene Geld holen wollte bei einem Manne, der da hieß Gabel

in der Stadt Rages in Meden. Und sie kamen zu einem Flusse und da sah der junge Tobias einen großen, einen gewaltigen, einen ungeheuren Fisch und der Fisch wollte ihn verschlingen und der junge Tobias rief: „Herr, er will mich fressen!“ aber der heilige Schutzengel sprach zu ihm: „Ergreif' ihn bei den Floßfedern und zieh' ihn heraus!“ Und er zog ihn aufs Land, da zappelte er vor seinen Füßen!“

Ein schallendes Gelächter unterbrach den Redner und machte alles Folgende unverständlich, obgleich dieser sich nicht stören ließ, sondern ruhig weiter gesticulirte und sprach. Als wieder ein wenig Ruhe eingetreten war, hörte man, daß er am Hauptmanne von Kapernaum stand.

„Haben Sie's gehört, Madame,“ rief Richard, „Hauptmann von Kapernaum. Les français disent: Monsieur le capitaine de Kapernaom — ah, que c'est drôle — Monsieur le capitaine de Kapernaom!“

„Still, still mit dem schlechten Französisch!“ riefen mehrere Stimmen. Der Sturm legte sich wieder, so daß man die gezogenen Worte Schütz's klar verstehen konnte.

„Aber auch noch später“, sprach er, „war es einigen frommen, tugendhaften und gerechten Menschen, die da wandelten rein vor dem Herrn, gegeben, ihre heiligen Schutzengel schon auf Erden zu sehen. So sah die heilige Agnes ihren heiligen Schutzengel in dem Augenblicke, als sie eben ihre Unschuld — —!“

„Après, après!“ rief hier Einer.

„Zu spät, zu spät!“ schrie ein Anderer.

> „Lucrezia, hätt' sie sich nicht erstochen,
> Sie wär' vielleicht gekommen in die Wochen!“

declamirte ein junger Verehrer von Heine's Romanzero.

„Hört ihr auch, wie er immer heulige statt heilige sagt!“ rief wieder Einer.

„Deß ischt ä saumäßiger Kerl!“ brüllte ein feister Tübinger. Auch jetzt verschlang der Lärm die Worte des Candidaten, den sein Geist und seine Schutzengel gleich sehr verlassen hatten. Der Tumult wurde immer größer. Ein Theil der Studenten und mit ihnen auf Befehl der Frau Doctor die beiden Kellner wollten den Alleinseligmachenden herunterwerfen und hinausführen, aber der größere Theil gab es nicht zu.

„Er muß Alles hersagen, Alles!“ riefen sie. „Der Schluß muß das Beste sein. Ruhe, Ruhe!“

„O,“ fuhr Schütz fort, „meine lieben Brüder und Schwestern in dem Herrn — wie schön drücken nicht die Kindlein, die armen, die kleinen, die unschuldigen Kindlein die Liebe zu ihrem heiligen Schutzengel aus, indem sie beten:

> „O heiliger Schutzengel mein
> Laß mich recht fromm und weise sein!“

So laßt uns denn, geleitet von unserem heiligen Schutzengel, beten wie die Kindlein, laßt uns unsern Sinn

ganz dem Himmel zuwenden. O laßt uns trachten nach dem Reiche Gottes. Dort muß dasjenige sein, was die Menschen mit solcher Mühe und Unruhe vergebens suchen, warum sie Alles fragen, was in der Welt glänzt, dessen Aeußeres sie an sich lockt, warum sie den Reichthum und die eitle Ehre und Wollust der Welt befragen und von dem Geld, Ehre und Wollust antworten, es ist nicht in uns. Dort im Reiche Gottes muß dasjenige sein, was das geängstigte Herz beruhigt, was die brennende Sehnsucht stillet, was sättiget ohne zu beschweren. Da müssen jene Quellen sein, die nicht den Durst nähren, indem der Verschmachtende daraus trinkt, jene Quellen, die nicht vertrocknen während der Glut des Sommers, nicht erstarren in der Kälte des Winters, die sanft dahin rieseln unter lieblich duftenden Blumen in einem ewigen Frühlinge, dort, dort, o dort — —!"

„Jetzt aber herunter mit dem Dickkopf, beweist ihm, daß er hier ist und zwar betrunken hier ist!" schrieen einige Studenten, packten ihn und von den Kellnern geleitet, stand der Alleinseligmachende bald vor der Thüre. Louis, der schon früher von den Kellnern aufgeweckt und auf ein Zimmer geführt worden war, befand sich bereits in Ruhe. Richard aber eilte seinem Schicksalsgenossen nach und rief in einem fort:

„Der hat seinen Hut vergessen, Frau Doctor, der hat seinen Hut vergessen, sehen Sie denn nicht, daß er seinen Hut vergessen hat. Wie komisch! hat der seinen Hut vergessen."

Auf der Straße fand Richard den Schütz. Schon kam die Polizei. Es war elf Uhr, die Wirthshäuser mußten geschlossen werden. Ein Nachtwächter ging vorbei, stieß ins Horn und rief:

„Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
Unsre Glock hat elf geschlagen.
Elf Jünger blieben Jesu treu,
Ein Jeder unter uns so sei!"

Kaum war der Nachtwächter mit seinem Liede zu Ende, als Schütz begann:

„Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
Unsre Glock hat elf geschlagen;
Elf Katzen schleichen über das Dach,
Es schleichen ihnen auch zwei Kater nach!

„Ist das genug," rief er, „ist das genug?"

Richard gab keine Antwort. Er war gegen einen Studenten gerannt und dieser fing Streit an. Richard sprach fortwährend französisch. Schütz kam hinzu. Als der Beleidigte sah, daß er kein deutsches Wort seinem Gegner entlocken konnte, sagte er im Weggehen, sich drohend in die Brust werfend:

„Prenez attention — j'ai suis — mais — Hüten Sie sich! Ich bin zwar protestantischer Candidat; ich werde mich aber doch noch schlagen!"

„Ist das nicht schön gewesen?" sagte Richard.

„Ja, schön ist's gewesen! sehr schön. Ich hab' zwar kein Wort davon verstanden, aber schön war's!“ meinte Schütz.

Sie gingen weiter. Eine nächtliche Straßenbewohnerin, ein Kind des freien Himmels begegnete ihnen. Schütz suchte sie zu haschen. Richard zog ihn fort und sang das Champagnerlied aus Don Juan. Schütz seinerseits sang Liedchen, wie sie nur dem bekannt sind, der das Unglück hatte, in ein Wirthshaus zu gerathen, wo die Vertreter der streitenden Kirche zusammenkommen. Sie kamen an einem erleuchteten Wirthshause vorüber. Es wurde getanzt. Nach schwäbischer Sitte feierte man eine Hochzeit öffentlich und Jeder durfte eintreten. Der Alleinseligmachende eilte hinauf, fing Scandal an, drang resolut und mit frecher Hand auf die Kellnermädchen ein, die zu ihrem Glücke positivere Schutzengel fanden, als die heilige Agnes.

Doch lassen wir die künftige Stütze der Kirche, lassen wir das grob massive Stück vom Felsen Petri, an dem sich freilich alle Wasserwogen machtlos brechen werden, das aber noch manchmal den Weineswellen erliegen wird; lassen wir die am hellen Tage herumflatternde und mit ihrem ecklen Geschrei jeden wahren Menschenfreund erschreckende Eule, lassen wir den Alleinseligmachenden in seiner ganzen Bestialität. — —

Mit Richard's Zustande hatten sich Vorübergehende erbarmt und ihn nach Hause geführt. Als sie ihn nieder-

legten und sich so Alles nach oben drängte, sagte er gebrochen:

„O Gott, jetzt soll ich schon sterben und in Wiesbaden hat man mich doch tauglich zur Artillerie erklärt.“

„Sein sie ruhig — meinte einer — im Himmel braucht man noch keine Artilleristen. Sie haben ja gestern gehört, daß diese noch allein kanoniren können.“

Am nächsten Morgen fand ihn die Katharine in traurigem Zustande. Zum Erstenmale fragte er nicht „die Milch?“ und zum Erstenmale blieb die Katharine stehen und blickte etwas seelenvoller als gewöhnlich.

Endlich sagte Richard:

„Wie gehts — Katharine?“

„I wois itte — gut un bös,“ meinte diese, ging fort, kam bald mit frischem Wasser wieder, stellte es auf den Nachttisch und sagte:

„Auf Woi gehört Wasser!“

Fünftes Kapitel.

Zwischen-Act.

Dieser kurze Abschnitt gehört durchaus nicht in die Erzählung. Ueberschlage ihn, lieber Leser. Nur die, welche lobend erwähnt werden, mögen ihn studiren. Zur Erleichterung werden die Namen groß gedruckt.

(Die Bühne stellt ein gewöhnliches Zimmer dar; auf einem gewöhnlichen Sopha sitzen zwei gewöhnliche Menschen — der Verfasser und sein Freund.)

Verfasser. Jetzt aber weiter! Fünftes Kapitel; Brief an die Mutter.

Freund. Halt, Lieber, nur noch einen Augenblick; ich muß noch etwas fragen.

V. Nun was denn?

Fr. Wie war das doch mit der Weinhandlung, die du genannt hast.

V. Welche Weinhandlung?

Fr. An der Stelle, wo du auch den Freund Söhnlein erwähntest.

V. (Blättert einige Seiten zurück) und liest: „Er ist aus dem Keller des Herrn P. F. F. Dilthey; ich kenne die Weinhandlung, sie ist die beste im Rheingau und mein Freund Söhnlein wird die Flasche gefüllt haben. Auf das Wohl des Herrn P. F. F. Dilthey, seiner Familie und seines Kellermeisters!"

Fr. Ist denn das wirklich die beste Weinhandlung?

V. Wenigstens waren vorzügliche Weine da zur Zeit, als ich noch Vicekellermeister war. Vor allem ein halbes Stück mit dem unscheinbaren Titel Nr. 66. Ich habe nie bessern Wein getrunken. Nr. 66 ist für mich ein Mährchen aus alten Zeiten, das mir nicht aus dem Sinn kommt. Die Luft war kühl und es dunkelte an dem Orte, wo es lag. Ein strenges Verbot hielt jeden Sterblichen, selbst den Vicekellermeister, der sich doch durch die Würde seines Amtes dem Kellerhalbgotte näherte, von dem geweiheten Orte fern. Eines Tages aber befand ich mich allein im Keller, hatte Heber und Glas in der einen, ein Licht in der andern Hand. Ich kam in die Nähe des Fasses, beleuchtete Nr. 66, sah ein Stück Holz, schlug den Spunten auf, steckte den Heber ins Faß und trank von dem herrlichen, perlenden Weine ein Römerglas und noch ein Römerglas, macht zwei Römergläser und dann eilte ich aus dem Keller. Zum Glück hatten weder Jupiter noch Juno Gelegenheit zu bemerken, daß ich vom Nektar gekostet. Ich entging, da es Feierabend war, den Blicken des Prin-

cipals und kam glücklich selig nach Haus. Dort sagten sie, was ich für tolle Streiche mache, ich sei betrunken; ich aber habe mich nie wieder so vernünftig gefühlt, als an jenem Abend. Ach du Nr. 66 selig. Sie ist nicht mehr und das ist das Loos des Schönen auf der Erde, daß es — Kennst du die Stelle?

Fr. Nein, die kennst du allein. — — Hätten wir nur ein paar Flaschen von der oder einer andern Nummer.

V. Non No. 177 par exemple.

Fr. Vielleicht schickt er einige Flaschen, wenn er sich lobend erwähnt sieht.

V. Das ist auch wahr. Wahrhaftig ja — das muß er! Unter der Bedingung erwähne ich sie alle die sechszig Weinhändler in Rüdesheim und gebe das Jahr ihrer Geburt an.

Fr. Einige wenigstens kannst du noch so en passant einschalten, das hat zwei Vortheile.

V. Welche?

Fr. Erstens schicken sie hoffentlich ein paar Flaschen.

V. Zweitens?

Fr. Zweitens kaufen sie dein Buch.

V. Vortrefflich, einzig!

Fr. Aber vorsichtig und klug mußt du es anbringen. Du weißt: Fürsicht ist die erste Pflicht der Tapferkeit, sagt Fallstaff; sonst sieht es so verwünscht aus, wenn man — —

B. Den Flaschenhunger, die Trinklust gleich herausspürt. Uebrigens kann ich Viele mit gutem Gewissen loben: Schulz und Reuter, bei denen Wirthe und Weine gleich vortrefflich, und Viele Andere. Alle — alle will ich sie nennen, sind sie doch im Besitze meiner liebsten Rüdesheimer.

Fr. Und die Geisenheimer?

B. Die Geisenheimer? Unersättlicher, ewig Durstiger! Nein, so weit geht meine Trinklust nicht. Gegen meine Ueberzeugung schreibe ich nicht und ein echter Rüdesheimer Patriot, mag er noch so sehr Weltumfasser sein, lobt nie einen Geisenheimer. Uebrigens rechnest du auf jedes Lob fünf Flaschen, so erhalten wir fünfmal sechszig, macht nach dem großen Einmaleins dreihundert Flaschen. Damit bestechen wir die Kritik, schicken fünfzig nach Leipzig, dreißig nach Berlin und zwanzig nach Frankfurt, dort huldigen sie dem Gambrinus. Dann bleiben uns noch zweihundert, sage zweihundert Flaschen.

(Es schellt, der Vorhang fällt.)

Anhang.

Die ausgezeichnetsten Weinhändler Rüdesheims sind:

C. F. Dnahna.
J. W. Kirchner.
J. Jung u. Comp.
A. Gergens.

A. Sahl.
J. Sturm.
J. Gebürsch.
H. Linn.
H. Hey.
Fr. Maßmann.
M. Beiderlinden.
K. Klein.
B. Barth.

Sechstes Kapitel.

Der Mutter!

Dein Brief, meine gute Mutter, ist mir wie immer als liebste Gabe gekommen. Du bist unzufrieden mit mir, bist traurig und ich lese deinen Kummer in und zwischen den Zeilen. Krank bin ich nicht, das weißt du, denn, wenn ich mich unwohl fühle, habe ich gleich Heimweh nach dir und deiner treuen Pflege. So glaubst du denn, ich habe alle deine Bitten und mein Versprechen vergessen und sei in den alten Schlendrian zurückgefallen und wage deßhalb nicht dir zu schreiben. O — nein — liebe Mutter, ich halte, was ich versprochen. Ich werde immer unverdroßen und mit Fleiß arbeiten und werde nicht denken: heut ist es zu heiß und morgen zu kühl; heute ist Feiertag und morgen Sonntag, habe ich doch so viel Feiertage bei dir gehabt. Du bist immer noch ängstlich, weil ich mit meinem Austritt aus der ersten Klasse des Gymnasiums mein Recht auf den nassauischen Staatsdienst verscherzt habe, und glaubst, es würde mir

mit meinem Phantasiestudium schlimm gehen. Aber was soll das heißen, Phantasiestudium? Als Philologe komme ich in der ganzen Welt fort und wenn ich denn einmal verhungern soll, warum ziehst du so sehr ein ruhiges, gesetzlich gesichertes Verhungern als nassauischer Staatsdiener — resp. als Collaborator mit 300 fl. in Ewigkeit — vor. Da denke ich anders. Ich werfe mich unverzagt ins Leben, nichts fürchtend als Krankheit und Tod. Die Liebe zu Euch ist mein Leitstern, und wahrlich es ist ein glänzender, wenn man ihn aus den falschen und trügerischen herausgefunden. Ich habe ihn gefunden und nun voran, voran mit offener Stirn und heiteren Augen. Der Anfang ist schwer, aber ich habe den ersten Schritt gethan und nun will ich ruhig weiter klimmen und nichts soll mich hemmen. Mit wie wenig hat der Vater angefangen, aber er war ein ehrlicher Mann, der wacker strebte und nur rückwärts sah, um zu sehen, wie weit er vorwärts gekommen. Er ist nicht zu Grunde gegangen, er hat trotz allen Stürmen seine Barke über dem Wasser zu halten gewußt. Nichts hat ihm zu Gebot gestanden und ich, der ich alle Mittel zu meiner Ausbildung habe, ich sollte zagen? Nein, meine gute Mutter! Ich werde mich nicht überarbeiten, nicht in halbem Wahnwitze meine Kräfte schwächen, aber auch nicht einer Wetterfahne gleichen, empfänglich für jeden Stoß. Mein Eintagseifer ist Fleiß, ruhiger Fleiß geworden. Es wird etwas aus mir, es muß etwas aus

mir werdeu, schon weil ich so eine Mutter habe. Darum sei auch munter. Sieh doch die goldenlachende Sonne an. Sie macht jedes Herz vor Freude erbeben und trocknet alle Wunden. Grün ist jetzt die ganze Natur und warum sollen wir schwarz und immer schwarz tragen. Nein, ich thue es nicht. Ich trage Grün und jubele mit den Vögeln des Waldes auf meinen einsamen Spaziergängen; ich freue mich der Jugend und jauchze mit meinem Reinik

„O Sonnenschein — o Sonnenschein,
Wie scheinst du mir in's Herz hinein!"

Kommt denn eine verstohlene Thräne, so wische ich sie weg, denn sie harmonirt nicht mit der Freude in der Natur. Frisch aufgeschaut zu den Sternen, gute Mutter. Wen die Vergangenheit nicht niederdrückt, der hat nichts von der Zukunft zu befürchten. Was sollen wir ewig trauern, weil der Bruder dem Sturm des Lebens erlegen ist. Im Gegentheil doppelt fest schließen wir uns an einander an. Unglück schmiedet tüchtige Freundesketten, gibt Thatkraft, und daß ich die habe, will ich dir gleich beweisen. Was glaubt wohl die Frau Mutter, was ihr fauler Sohn Richard, während er nicht geschrieben, geschrieben hat. Das wird sie nimmermehr rathen — einen Roman, lies und staune, einen Roman, der Allen, denen ich ihn vorgelesen, ungemein gefallen hat. Da wird der Vater aufhorchen, wenn er das hört. Jeden-

falls wird er das Vergnügen haben, vor Weihnachten einen Band von seinem Richard schön eingebunden, mit klar zu lesenden Namen auf sein Bücherschaft zu stellen und davor mit der Pfeife so lange als gefällig herum zu spazieren. Wie binden wir ihn nur ein? Den Rücken roth denke ich, den Namen mit Gold; da liest er sich so schön. Will ihn der Vater aber schwarz haben — mir auch Recht, nur auf dem Namen mit Gold bestehe ich. Sechs Personen kommen in dem Roman vor und darunter Mutter und Vater. Wer wird mir wohl zu diesen Gestalten gesessen haben? Ihr sollt sehen, welch ein rührendes Denkmal der Kindesliebe ich Euch gesetzt habe. Es soll mir die höchste Genugthuung sein, wenn Ihr sagt: das ist schön und brav und wenn Ihr stolz seid auf Euer Kind. Aber was Ihr Beide für eine Rolle spielt, das müßt Ihr rathen. Da simulirt einmal nach, wenn Ihr Abends zusammen auf der Bank im Gärtlein sitzt. Ich will sehen, ob es der Vater aus der Pfeife zieht oder die Frau Mutter beim Blumenbegießen erräth. — —

Weißt du denn auch, gute Mutter, daß ich dein fauler Sohn aus lauter Fleiß nicht in die Ferien gekommen wäre, wenn ich mein Werklein nicht so rasch beendet hätte. Was denkst du, wenn du das liest? Du denkst: er kommt doch und so ist es auch. Den zweiten Ferientag hätte ich Heimweh bekommen und den dritten wäre ich abgereist. Ich muß nothwendig mit der Mutter bis

ans rothe Kreuz spazieren gehen und nothwendig mit dem Vater über Politik disputiren. Der wird traurig sein, daß sein reguläres Militär, seine Russen, die Nachkommen derer, die er im Jahre 1813 als Befreier bewillkommt hat, solche Schläge bekommen. Jetzt hat es sich gewendet und er kann nicht mehr sagen: „Ja, ja, reguläres Militär, Soldaten, Russen, man muß sie im Jahre 1813 gesehen haben, wie sie da marschirten, um zu wissen, was es heißt — —"

Oder seid Ihr freisinnig — am Ende gar republikanisch geworden? Ich will es hoffen. Ich bin noch immer so roth, wie meine Nasenspitze. Hu! Mütterlein, wie bin ich häßlich geworden; ihr werdet erschrecken.

Haare: schwarz, lang.

Bart: in vollster Jugendfrische, größer denn je.

Körper: nicht mehr so corpulent.

Besondere Kennzeichen: unwandelbare Liebe zu seinen Eltern.

Aber sage mir nur, Mutter, wie werden wir bei Vorlesung meines Romans die Jury — die kritischen Assisen Rüdesheims zusammensetzen. Ich denke, die Julie, die Marie und Luise sollen die drei Geschwornen sein; denn du und der Vater habt durchaus keine Stimme, da Ihr von blinder Parteiwuth ergriffen seid. Wie geht es denn der jugendfrischen, heiligen Dreizahl und was machen die Rose und das Veilchen Rüdesheims. Im vorletzten Briefe schriebst

du mir, sie seien beide im Kindbette und von gesunden Mädchen entbunden; im letzten hast du sie nicht erwähnt. Sind sie wohl? Du siehst, ich habe immer noch ein wenig von früher — von dem, was ich ästhetischen Sinn nenne. Schreibe bald und viel. Grüße den Vater recht herzlich und lebt Beide recht wohl. Bald komme ich und dann — — werden die Assisen eröffnet und ich als Angeklagter vorgeladen. O welch glänzende Vertheidigung, wie freue ich mich!

Mein Herz ist am Rhein, an dem Rheine!

Nachschrift.

Ich habe eben noch einmal die Seiten meines Werkleins gezählt, der Roman nimmt geschrieben 420 Seiten ein, gedruckt wird er wohl über 250 einnehmen. Ich habe mehrere Seiten aus einem Buch abgeschrieben und mit Louis diese genaue Berechnung angestellt.

Siebentes Kapitel.

Doctor Kümmernuß.

Der Doctor Kümmernuß hatte sich heute früher als gewöhnlich auf den Weg nach der Universität gemacht. Sein Zimmer war ihm zu eng geworden. Er hatte, während er sich noch für das Colleg vorbereitete, das Fenster geöffnet, die frische Morgenluft war herein geströmt und hatte ihn um die Ruhe gebracht. Vergebens machte er das Fenster zu; es wurde ihm bang in seinem Zimmer. Endlich entschloß er sich, einen Spaziergang zu machen. Und so wanderte er nun mit seinem Dante und den Ausarbeitungen über diesen Dichter unter dem Arm der Universität zu. Als er an dem stattlichen Gebäude, das sich hauptsächlich durch seine vielen Blitzableiter auszeichnet und charakterisirt, angekommen war, sah er nach der Uhr und zog die seine aus der Tasche. „Wieder zurückgeblieben, wieder nachgelaufen, da hätte ich schön zu spät kommen können!" sagte er leise, indem er seine Uhr an das Ohr hielt und dann nach der Uni-

versitätsuhr auf zehn Minuten vor acht stellte. Während er noch so da stand, trat ein Professor der Philosophie aus der Hauptthüre, gefolgt von einer Anzahl Studenten. Rasch machte sich Kümmernuß auf den Weg nach Lustnau, um allen Begrüßungen zu entgehen. Der Professor aber rief ihm nach: „Guten Morgen, guten Morgen, Herr Collega!"

„Guten Morgen, Herr Professor," erwiederte Kümmernuß, indem er den Hut mehrmals abzog und da er seinem Herrn Collegen den Rücken nicht zukehren wollte, so viel als nöthig Front machte, dabei aber immer einige Schritte seitwärts weiter ging.

„Herrliches, reizendes Wetter, Herr Collega, der gestrige Regen hat der Natur wohl gethan und uns auch, denke ich!"

„Gewiß, Herr Professor, er war sehr nöthig," meinte Kümmernuß, „vergrößerte unter Verbeugungen seine Schritte und entzog sich dem gesprächigen Docenten, dem sein Vortrag über Philosophie die Redelust nicht genommen zu haben schien. Weit konnte Kümmernuß nicht mehr gehen, denn von acht bis neun fiel seine Vorlesung über Dante. Er öffnete auf dem Wege nach Lustnau noch einmal seine Hefte, um zu sehen, ob er nichts vergessen. Dann wandte er sich, als es acht geschlagen, wieder der Universität zu. Er eilte aber nicht, denn er liebte es nicht, unter den Schwarm von Studenten zu gerathen, die sich während der freien Viertel-

stunde vor dem Gebäude herumtrieben. Nach und nach leerte sich der freie Platz und Kümmernuß trat raschen Schrittes in die Universität ein. In den Gängen hemmte er mehr und mehr seinen Schritt, je näher er dem Zimmer kam, das ihm zu seinem Vortrage angewiesen war. Endlich stand er vor der Thüre, horchte einen Augenblick, ob ihn, der sonst das Geräusch haßte, nicht der Lärm seiner Zuhörer erfreuen würde; öffnete dann die Thüre und sah sich einem Convictianer, einem Zöglinge des katholischen Seminars, gegenüber. Dieser blieb zur Begrüßung in der Bank stehen und Kümmernuß schien an die Thüre gebannt. Endlich schlug er zu, machte einige Schritte nach dem Katheder, wandte sich dann zum Studenten und sagte:

„Werden die andern Herren aus dem Confict heute nicht kommen?"

„Ich glaube kaum," erwiederte dieser, „der Kolb ist krank, der Christ kommt nicht und der Schütz — —"

„Nun so thut es auch nichts, das Wetter ist so schön, gehen Sie ein wenig ins Freie, wir lassen heute die Stunde!" Damit schritt Kümmernuß, das Buch unter dem Arm und den Hut in der Hand, der Thüre zu. Er schämte sich vor dem Pedellen, der ihm begegnen konnte; er schämte sich selbst vor der Obstfrau, die vor dem Hause saß und bemerkt haben mußte, daß er heute nicht zum Erstenmale so einsam und verlassen aus seinem Hörsaal marschire. Er trat mit schwerem Herzen hin-

aus ins Freie und mit Thränen in den Augen sah er in die frische duftige Gegend. Als er eben überlegte, ob er spazieren oder nach Hause gehen sollte, trat aus einer anderen Thür der Universität sein Freund und Schicksalsgenosse der Dr. Rossel. Sie schritten langsam auf einander zu und gingen schweigend durch den Hof. Endlich sagte Rossel:

„Ist es Ihnen, wie mir gegangen?"

„Wahrscheinlich," erwiederte Kümmernuß. „Ich habe einen Zuhörer, einen Denker gefunden. Sie werden zwei gefunden haben. Es ist Schade, daß Sie Mediciner und ich Philologe, sonst könnten wir die Zuhörer zusammennehmen, da hätten wir doch aller guten Dinge. Es ist nicht mehr auszuhalten in Tübingen."

Rossel stimmte bei. Er hatte populäre Anthropologie angekündigt und, um Zuhörer herbei zu locken, mit der Geburt und den Körpertheilen der Frau angefangen. Das hatte Viele gelockt, als er aber dieses Thema erschöpft, blieben die Zuhörer weg. Die beiden verlassenen Docenten schritten nun nach der Stadt zurück. Sie nahmen sich, wenn sie zusammengingen, gar komisch aus und erinnerten an das öfter angewandte Bild der Nummer 52, die spazieren geht. Beide waren sehr groß und schief, der eine am linken, der andere am rechten Fuß. Rossel war dick, Kümmernuß groß und mager; er sah aus, wie die Gegenstände, mit denen er sich beschäftigte, wie die verkörperte Lautverschiebung, die fleischgewordene

Partikel ἄν. Beide waren eigenthümliche Erscheinungen des Jammers. Sie schlichen über die Straße hin und Kümmernuß suchte seine Wohnung in der Nähe des Schlosses auf, Rossel ging zu einem Buchhändler. Zu Hause angekommen legte der betrübte Doctor seinen Dante auf sein Arbeitstischchen, das in der Nähe des Fensters stand, zog seinen Schlafrock an, nachdem er den Rock wieder eingeschlossen, und stand unschlüssig, was er thun solle, im Zimmer. Um neun Uhr sollte Richard in die italienische Stunde kommen und obschon Kümmernuß gewohnt war, daß sein Schüler nicht kam, so wollte er doch sich nicht vor neun an die Arbeit setzen. Er spähte im Zimmer umher, ob sich nicht etwas ordnen ließe. Es war nichts da; Alles war wohlgeordnet und reinlich. Kümmernuß übersah mit Wohlgefallen seine schöne Bibliothek, die sein höchster Stolz, seine einzige Freude war. Mit welcher Mühe hatte er diese Bücher geordnet. Bald hatte er alle spanische, alle griechische, italienische Bücher zusammengestellt, bald stellte er die großen Dichter der verschiedenen Völker und die kritischen Bücher zusammen, dann ordnete er sie in Gedanken nach dem Einband oder dem Alter, kam aber bald wieder auf die erste Afstellung zurück. An solchen Tagen der Betrübniß pflegte er die geschenkten Bücher in die Hand zu nehmen und in seinen eigenen Leistungen zu blättern, damit die Anerkennung berühmter Leute und seine Werke ihm den gesunkenen Muth wiedergaben.

Auch Briefe kramte er gerne hervor. So stand er heute vor dem stattlichen Büchergestell, das die eine Wand einnahm. Er durchstöberte Bücher, die ihm von Wolff, Dietz, Lachmann und Moritz Haupt zugeschickt worden waren, verweilte gerührt auf dem Titelblatt eines Werkes, auf dem von Jacob Grimms Hand geschrieben zu lesen war: „Dem Herrn Dr. Kümmernuß" und söhnte sich so nach und nach ein wenig mit seinem Schicksal aus. Kümmernuß war ein ganz vortrefflicher Charakter. Er hatte das Studium der alten und neueren Sprachen mit viel Liebe erfaßt, sich aber ganz auf das streng philologische geworfen. Fünf Jahre war er nun schon als Docent in Tübingen und hatte in der Hoffnung, zum Professor ernannt zu werden, Manches geschrieben und herausgegeben, aber auch sein kleines Capital zur Hälfte aufgezehrt. Seine Eltern waren todt und er auf sich selbst angewiesen. Er hatte sich einen Hypochonderhumor ausgebildet, zog sich bei der geringsten Berührung mit der Außenwelt in sein Schneckenhaus zurück, war aber dabei, wenn man ihm näher kam, das Wohlwollen und die Güte selbst und rührte durch den komischen Freimuth, mit dem er über sein Lebensschicksal sprach. Er hatte, da er die Sachen zu genau nahm, sehr wenig Zuhörer. Die meisten belegten bei den Professoren Keller und Holland, und Kümmernuß verdachte es ihnen nicht, da er die Wissenschaft dieser beiden Männer ehrte und ihre Werke mit Freude in seiner Bibliothek aufnahm.

Dabei schadete ihm seine Wahrheitsliebe. Bei jedem Wort gab er die Quelle an, aus der er es genommen und da er oft seine Collegen erwähnen mußte, so trieb er seine Schüler aus seinen Vorlesungen in die der Herren Professoren.

Der Name Jakob Grimm hatte wunderbar auf Kümmernuß gewirkt. Mit Wohlgefallen hatte er am Fenster die Schriftzüge betrachtet und sich erinnert, bei welcher Gelegenheit ihm das Buch übergeben worden. Dann war er an das Büchergestell zurückgegangen, um seine Werke, die er alle dem großen Manne zugeschickt hatte, noch einmal zu betrachten, als er plötzlich durch Klopfen an der Thüre aufgestört wurde und Richard ins Zimmer trat.

„Guten Morgen, Herr Doctor, wie geht es Ihnen; ich habe Sie schon an der Universität gesucht, aber Sie waren bereits fort.“

„Ich habe es heute kurz gemacht, erwiederte Kümmernuß, es war nur ein Zuhörer da und daß Sie nicht kommen würden, wußte ich, deßhalb . . . .“

„Warum, Herr Doctor, wußten Sie das, bin ich denn so faul?“ fiel Richard ein.

„Es kommt mir manchmal so vor; aber wollen Sie heute Stunde nehmen, oder kommen Sie nur, um zu sagen, daß Sie keine nehmen wollen?“

„Ich will nehmen, Herr Doctor!“

„So setzen Sie sich, rücken Sie den Sessel dort ans Fenster; wir wollen uns an das Tischchen setzen, mein Dante liegt schon da. Warum kamen Sie denn eigentlich nicht ins Colleg?"

„Es war mir zu früh, Herr Doctor."

„Zu früh? Ich habe ihretwegen die Stunde von sieben auf acht verlegt und nun ist Ihnen das noch zu früh."

„O nein," antwortete Richard. „Ich bin regelmäßig gekommen, aber heute gerade konnte ich nicht. Ich war gestern Abend eingeladen, hatte mich in Frack und weiße Weste geworfen und pflichtschuldigst meine Kappe mit dem Hut vertauscht. Als ich um zehn Uhr die Gesellschaft verließ, war das Wetter so schön, daß ich noch einen Spaziergang nach Lustnau machte. Wie ich bald dort war, fing es plötzlich an fürchterlich zu regnen; ich in Sorge um Frack und Hut kehre um und suche in der Verwirrung unter Bäumen Schutz. So stand ich denn ein Bild des Jammers. Der Regen stürzte stromweis; kein Wagen war zu sehen. Endlich lief ich, da ich schon ganz durchnäßt war, nach Haus und legte mich in ängstlicher Besorgniß um meinen Hut nieder. Die Politik hatte mich beschäftigt und ich träumte, ich befände mich auf Napiers Flotte. Wir segelten nach Kronstadt, stellten unsere Schiffe in Schlachtordnung auf und ein furchtbares Bombardement begann. Mit einem Muthe, den ich sonst selbst im Traum nicht gehabt und

Während Richard so sprach, klopfte es wieder an der Thüre:

„Geben Sie acht, Herr Doctor, das ist der Briefbote, der bringt einen Ruf nach München."

„Nein," sagte Kümmernuß, „so klopft der kommende Professor nicht. Herein!" Es war ein Diener der Universitätsbibliothek, der einen Zettel und Bücher brachte. Als er sich entfernt hatte, sagte Richard:

„Beinahe hätte ich vergessen, Herr Doctor, mein Schein für die Bibliothek ist abgelaufen, bitte schreiben Sie mir einen neuen, sprechen Sie wieder gut für mich, ich gehe nicht durch."

„Recht gern," sagte Kümmernuß, „was wollen Sie denn für Werke haben?"

„Feuerbach's Wesen des Christenthums," sagte Richard unbefangen.

„Was," rief Kümmernuß, „das war gut, daß ich gefragt habe, solche Bücher wollen Sie lesen. Wenn Sie Niemand anderes wissen, will ich den Zettel unterschreiben; wenn Sie aber Jemand wissen, so verschonen Sie mich; ich könnte in schlimmen Argwohn kommen."

Richard lachte, sagte, er werde seinen Roman nicht bringen, bis er gedruckt und viel belobt sei, und entfernte sich munter.

Achtes Kapitel.

Jugendliche Kritik.

Von allen langweiligen Tagen pflegen, — zwar nicht für den größten, wohl aber für den auserlesenen Theil der Bevölkerung — die Sonntage am langweiligsten zu sein. Zu diesem auserlesenen Theile rechneten sich gewiß die beiden jungen Freunde und die unerträgliche Qual eines Sonntag-Nachmittags, der nicht enden will, hatten sie schon oft empfunden. Der Sonntag-Morgen dagegen war ihnen, wie den meisten ihrer Genossen, stets willkommen. Schon in der Schul- und Gymnasialzeit war das Erwachen an diesem Tage ein unendlich wohlthuendes; zuerst ein schlaftrunkenes Auffahren und Schauen nach dem Stundenplan, dann das erschreckende und völlig erweckende Bewußtsein: du hast noch gar nichts gelernt, darauf das jubelnde Aufathmen, es ist Sonntag Morgen, noch liegt ein ganzer Tag vor dir. Einige Jahre später pflegt man schon in diesen freien Stunden bei sich selbst einzukehren, im Negligé liebevoll der Vergangenheit Audienz zu geben und in den Erlebnissen zu wühlen.

Nachdem sich die beiden jungen Leute in die gehörige Stimmung versetzt hatten, war Louis zu seinem Freunde gekommen, und immer angeregt durch das liebeathmende Werklein des angehenden Schriftstellers, in dem dieser einen Theil seiner und der Erlebnisse seines Freundes niedergelegt, waren sie bald wieder auf dem alten Thema und suchten in der Literaturgeschichte Beispiele von ähnlichen überwältigenden Jugendereignissen, wobei denn natürlich Göthe vor allen andern citirt wurde. So sehr die beiden Freunde auch von der Wuth des Vergleichens angesteckt waren, blieb ihnen doch das Komische bei der Sache zuletzt nicht fremd und Louis sagte lachend: „Man hat viel Unheil angerichtet durch die veröffentlichten Briefe Göthe's, sowie die emsigen Nachforschungen über seine Geliebten. Ein Gymnasiast macht unter der Bank ein Liebesgedicht an eine Putzmacherin, die ihm einen Blick zugeworfen hat. Der Lehrer, der im Begriff war über die Lautverschiebung zu sprechen, verschiebt die Verschiebung, ertappt den angehenden Dichter und bestraft ihn. Das ist die erste Periode, die Liebe zu Gretchen; der faustische Drang tobt in dem jungen Secundaner — wehe dem armen Wagner. Der Gymnasiast wird Student und macht auf der ersten Universität, welche er besucht, bei einem Ausfluge nach einem Bauernorte die huldreiche Bekanntschaft eines Kellnermädchens. Er verläßt die Arme, um auf andern Universitäten an den Quellen des Wissens zu schöpfen, und kehrt nach drei Jahren

wieder auf den Schauplatz seiner sieggekrönten Liebe zurück. Sein Herz treibt ihn nach dem Orte, wo er die Geliebte zum erstenmale gesehen; sie tritt ihm mit holdem Erröthen und dem Bierglase entgegen. Er betrachtet sie lang und das Glas noch länger; er spricht freundlich mit ihr, noch freundlicher mit dem Getränk des Gambrinus. Den Abend geht er auf dem Heimwege lange schweigend neben seinem Freunde und betrachtet in süßem Taumel Mond und Sterne; endlich nimmt er diesen bei der Hand und sagt mit freudig aufathmender Brust: „So kann ich denn wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt denken und in Frieden mit den Geistern dieser ausgesöhnten in mir leben." Auch schreibt er diese Worte den nächsten Morgen in sein Tagebuch und so geht es fort."

„Warum soll es nicht erlaubt sein," entgegnete Richard, „in dem Leben eines großen Dichters Aehnlichkeit mit dem eigenen aufzusuchen. Die Schicksale des unberühmten Menschen sind unbekannt, aus dem Leben seines Nachbarn kann man keine Ereignisse citiren, die dem zweiten oder dritten als Beispiel dienen können. Nicht das Erleben unterscheidet den Dichter von dem Nichtdichter, sondern das Gestalten des Erlebten. Der Genius gibt dem, was in der Brust des Andern nur erzittert und anklingt, Form; das Gefühl und Empfinden ist Beiden gemein, aber bei dem Einen kommt es nicht über die Empfindung hinaus. Wie wäre der Stolz unserer

Literatur, wie wären die Lieder Göthe's verständlich, wenn er sie allein erlebt haben könnte. Erlebt und empfunden wurden sie von Tausenden, er aber allein konnte Worte aus dem Herzen der deutschen Sprache nehmen, um Gefühle und Ereignisse so wahr, schlicht, einfach und ewig zu krystallisiren."

Louis stimmte seinem Freunde bei, sie verabredeten für den Mittag einen Besuch im Museumsgarten, wo die Musik von Stuttgart spielen sollte, und dann einen Spaziergang nach Wankheim. Richard lebte in diesen Tagen in beständiger Aufregung. Er hatte mit seinem ersten Werke bei seinem Freunde, dessen Urtheil er sehr hoch hielt, vollständig realisirt und erwartete nun mit größter Ungeduld das Urtheil des Mannes, der ihm im Traume als Wachtelkönig erschienen war. Als er sein Werklein überreichte, hatte sich der berühmte Professor einige Tage Zeit ausgebeten, da er zu sehr beschäftigt sei, um sich anhaltend mit der Lectüre abgeben zu können. Dadurch schien dem jungen Manne schon die richtige Würdigung für sein Buch verloren. Was so rasch in so kurzer Zeit hingeschrieben war, mußte auch rasch gelesen werden. Er beobachtete den Professor auf dem Katheder und glaubte oft, daß dieser bei gewissen Stellen seiner Rede sein scharfes, blaues Auge auf ihn richtete. Er behielt genau die Worte und suchte sie auf sein Werk zu beziehen.

An jenem Sonntag Nachmittag schlug Richard plötzlich seinem Freunde, der ihm gegenüber an einem Tisch in dem Museumsgarten saß und der Musik zuhörte auf die Hand und sagte: „Er hat's gelesen, Louis, ich bin fest überzeugt, daß er's gelesen hat, mindestens die erste Hälfte, und da ist schon viel gewonnen."

„Wer hat es gelesen?" fragte dieser.

Statt aller Antwort zeigte Richard mit dem Finger nach einem Tische, der am andern Ende des Gartens stand. Louis sah hin und bemerkte den Professor, der beschäftigt war, für seine Frau und seinen kleinen, prächtigen Jungen einen guten Platz zu bekommen.

„Du hast es nicht gesehen," fuhr Richard fort, wie freundlich und herzlich er mich mehrmals gegrüßt hat. Das in Verbindung gebracht mit mehreren Stellen seines Vortrags, die ich sicher mit Recht auf mich bezogen habe, läßt mir keinen Zweifel mehr, ich bin zu glücklich. Auf alle kritischen Stimmen in Deutschland gebe ich nicht soviel, wie auf seine. Sein verneinendes Urtheil hätte mich niedergeschmettert. Sein Beifall hält mich oben bei allen Angriffen, von welcher Seite sie auch kommen könnten. Vielleicht schreibt er selbst etwas, wenn ich ihn herzlich darum bitte. Louis, du glaubst nicht, wie glücklich ich bin, was werden sich die Eltern freuen. Den Mittwoch statte ich meinen Besuch ab, bisher habe ich sorgfältig vermieden, ihm zu begegnen, aber jetzt will ich meiner Unruhe ein Ende machen. Komm, Louis,

lass' uns aufbrechen, die Hitze ist nicht groß und bei dem Lärm und der Blechmusik läßt sich kein Wort sprechen. In Wankheim ist es ruhiger und der Weg durch den Wald gar angenehm."

Sie brachen auf und die Unterhaltung war, wie sich leicht errathen läßt, literarischer Natur.

„Ich habe den Kopf voll von Entwürfen," sagte Richard, „ich möchte mich in der Satyre versuchen, unsere Poesie der Gegenwart bietet soviel Stoff."

„Hauptsächlich die Lyriker, meinte Louis; „es ist zu komisch, wenn man das Treiben in den Zeitschriften betrachtet, die Blätter für literarische Unterhaltung führen heute wieder unter dem schauerlichen, unheimlichen Titel: „Ein Dutzend Lyriker" eine ganze Compagnie vor und alle müssen über die kritische Klinge springen; aber das ist der Humor bei der Sache — einige Wochen später werden sie wieder zu Dutzenden vorgefordert und unter ihnen findet sich der Scharfrichter der ersten, den nun ebenfalls die Nemesis erreicht. Ich glaube, wenn man zählen wollte, würden sich mindestens in Deutschland 2,788,769 Lyriker finden, nicht mitgerechnet die Frauen und Kinder unter 14 Jahren."

„Man sollte einmal auf die Wörter: Bächlein, Blümlein, Vöglein eine Steuer legen," sagte Richard, „vielleicht verminderte sich dann die unnatürliche Zahl der Naturdichter. In den alten Gedichten wird erzählt, daß beim Sange der Dichter die Vögel im Walde verstummten

und lauschten, bei unsern Lyrikern ist es anders, da meint man, sie seien nur von Gott geschaffen, um den Deutschen Stoff zu Gedichten zu geben. Vor allen ist mir der edle Emanuel von Geibel verhaßt mit seinen ständigen schnabellosen Schwänen."

„Du hast Recht," fiel Louis ein, „und es wundert mich, daß die Carricaturenzeichner sich noch nicht dieser Stoffe bemächtigt haben. Denke dir nur, welch ein herrliches Bild würde das vielgepriesene Lied Geibel's von der Blume und dem Schwan geben. Eine dicke Blume sitzt am Clavier und begleitet einen dürren Schwan, der neben ihr steht, sie mit schmachtenden Augen ansieht und dabei zart das Lied hinhaucht:

Er singt so süß, so lieblich
Und will im Singen vergeh'n.
O Blume, weiße Blume,
Kannst du den Schwan versteh'n?

oder umgekehrt. Der dürre Schwan sitzt am Clavier und die dicke Blume singt."

„Das Gedicht ist eines gesunden Menschen völlig unwürdig," sagte Richard. „Gerade in Bezug auf Geibel summt mir eine Satyre im Kopf herum. Als Motto wurde ich die von dir citirten Verse wählen und der edle Emanuel selbst müßte als Schwanuel auftreten. Eine seiner Verehrerinnen soll ihn kennen lernen. Er kommt und

Sie. Du bist's?

Er. Ich bin's!
Sie. Er ist's!
Er. Wir sind's!

Die Zarte kann das Glück nicht fassen, er muß ihr selbst seinen Namen nennen.

O ich bitte, Edler, hör' mich,
Sag' es frei und ohne Hehl.
Ich beschwör' dich, nicht bethör' mich!
Bist du's, bist du's, Schwanuel?

Er.

Ja, ich bin's, du Uebersel'ge,
Ja, ich bin's, den du genannt.
Bin's, den alle Frommen kennen,
Bin's, den Fürsten Bruder nennen,
Bin's — der große Schwanuel.
Ja, ich bin's, du Uebersel'ge,
Ja, ich bin's, den du genannt!
Bin's, der keusche Schwanensänger,
Bin's, der stolze Herzenfänger,
Bin's, dein Dichter Schwanuel.

Sie.

Ach! es ist die milde Stimme,
Ach! es ist dein Zephyrklang.
Halt' mich fest, denn ich verschwimme
Sonst vor süßem Sehnsuchtsdrang.
Ja, so spricht der milde Dichter,
Der des Schwanes Sang belauscht,
Der in nächtlich stiller Weile
Horcht, wann Sphärenklang gerauscht.

Nach längerem vertraulichen Gespräche kommt der Edle auf seine Gegner zu sprechen und sagt:

Wär' ich nicht ein milder Dichter,
Wallt' nicht sanft in mir das Blut,
Ha! ich trüge nicht mehr länger
Diesen kühnen Frevelmuth.
Und den Gutzkow's, Gottschall's, Waldau's
Schleudert' ich den Handschuh hin,
Und der Kampf wär' allsobald aus,
Da des Siegs gewiß ich bin.
Erst'rer wagt es, mich zu nennen:
Seicht und ganz gedankenleer.
Letzt'rer heißt mich Süßholzraspler,
Inhaltslos und wasserschwer.
O, die armen Tröpfe kranken
An dem bittern, eitlen Wahn:
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Zwar nicht Jungfrau, doch jungfräulich
Steh' ich unter Luna's Einfluß;
Nein, sich rächen wär' zu gräulich,
Seh' nicht ein, warum das sein muß.

Darauf erwiedert sie beruhigende Worte und schließt mit dem Trost:

Und sollten Sie, o holder Meister, sagen,
Daß wie ein Kukuk du gedankenarm;
So komm' zu uns mit deinen leisen Klagen
Und sing' uns schmachtend deinen Harm.

Er. Dank, süßes Wesen, herrlichste der Schönen.
Sie. Dank, zarter Liebling der Kamönen.
Er. Du sanfte, mondscheintrunk'ne Blüthe.
Sie. Ach! trauter Schmeichler, welche Güte.
Er. Keusches Seelchen.
Sie. Schwanuelchen!
Er. Himmlisch Wesen.
Sie. Milder Dichter.
Er. Weiße Blume.
Sie. Süßer Schwan.

So würde sich das Ganze verlaufen, wie ein Geibelisches Gedicht selbst."

Louis lobte den Plan seines Freundes und sagte: „Ich bin der Meinung, daß man sich solchen Dichtern, die alle andern mit Geschick verwässern, entschieden entgegenstellen muß. Daß Geibel keine Phantasie und keine schaffende Kraft besitzt, beweist nebst seinen Gedichten sein Lustspiel und sein episches Werk Julian, mit dem er seit Jahren die Welt beglücken will, dem aber einer dunkeln Sage nach seine Umgebung schon zu Grabe geläutet haben soll. Ich möchte nur wissen, wie die literarische Tafelrunde sich in München verträgt und wie ein so ausgezeichnetes Talent wie Dingelstedt und ein Mann wie Bodenstedt dem ewigen Lyriker gegenübertreten."

„Die Herren in München," sagte Richard, „bilden eine ächte Coterie liebedienender, lobbereiter Freunde und huldigen sich gegenseitig nach Kräften unter allen Zeichen,

nur nicht unter dem der Wahrheit, in ihrem Organ, der Augsburger Allgemeinen."

Louis erwiederte: „Man muß überhaupt unsere Dichter streng in zwei Klassen scheiden, in deutsche Dichter und Dichter der Augsburger Allgemeinen; zu den letzteren gehört der Geibelische Göthe — Paul Heyse. Die Deutschen sind ein seltsames Volk und unterscheiden sich in Bezug auf Poesie wesentlich dadurch von allen andern, daß sie die unterste Art der Dichtkunst als die höchste betrachten. Bei dem größten Theil unseres Volkes kommt zuerst der lyrische Dichter, dann der lyrisch-epische, den der Dr. Kümmernuß als den Schrecken der Schrecken betrachtet, dann der dramatische und ganz zuletzt der Romanschriftsteller, als Zugabe mit mitleidigen Augen angesehen. So sind denn Geibel, Redwitz, Roquette mit seiner Frischheitsdichtung und Julius von Rodenberg ächte Poeten. Gutzkow, Hebbel, Heinrich Koenig, Freytag, Max Waldau, dagegen sind geduldet, nicht ganz ohne Verdienst, aber viel zu tendenziös, zu reich an Gedanken und dadurch zu unbequem, zu sehr Feinde der spielenden, ideenlosen Arabeskenmalerei, als daß sie Ansprüche auf den Namen Dichter machen könnten."

„Wahrlich," unterbrach Richard seinen Freund, „unsere neueste lyrische Poesie ist entsetzlich gedankenarm und aller Anschauung baar. Eine einzige Strophe von Göthe weigt ganze Bände der neueren auf. Und doch hat ein

Fortschritt auch in dieser Richtung der Poesie stattgefunden und merkwürdigerweise haben die Franzosen den Dichter aufzuweisen, der mit der größten Vollendung den Weg eingeschlagen hat, den die lyrische Dichtung betreten muß; ich meine Beranger. Der herrliche, edle Dichter, der Tröster und wahrhafte Ausdruck seines Volkes, an den ich nicht denken kann, ohne daß mir das Herz in wärmster, heiligster Verehrung schlägt, er hat auch gewiß das alte und ewig junge Thema von Liebe, Wein, Freundschaft in reizender Mannigfaltigkeit besungen, aber als Mann seiner Zeit, der aufs innigste mit seinem Volke, mit dessen politischer Lage und socialen Verhältnissen verwachsen ist. Nirgends vergißt er, daß er als Franzose aufs engste mit seiner Nation verflochten und in dem schönen Liede des gefangenen Soldaten heißt es zuletzt:

»Hirondelles de ma patrie
»De ses malheurs ne me parlez-vous pas.«

und so in allen Gedichten. Dabei die Anschauung, jedes Lied ein abgerundetes Bild. Auch wir haben viele vortreffliche Gedichte der Art, vor allen Platen's Polenlieder, Freiligrath's „Aus dem schlesischen Gebirge" u. s. f., aber keinen Dichter, der unserer Nation das wäre, was Beranger der seinen. Am wunderlichsten," fuhr Richard nach einer Pause fort, „gemahnt es mich immer, wenn ich lese, wie man einigen Schriftstellern, vor allen Gutzkow den Vorwurf macht, er gehöre zu sehr seiner Zeit

an, seine Werke seien tendenziös, für den Augenblick berechnet. Als wenn man von dem Dichter in kommenden Jahrzehnten etwas anderes verlange, als daß er der getreue Ausdruck seiner Zeit gewesen. Waren nicht Götz von Berlichingen und Werther auch Tendenzwerke, war es nicht auch von Shakespeare Tendenz, daß er im Zeitalter der Elisabeth nach den Siegen über die Spanier gerne einen solchen auf die Bühne brachte und ihn mit allen möglichen Lächerlichkeiten aufs reichlichste ausstattete. Die kommende Zeit wird wenig darnach fragen, was sich nach dem Jahr 1848 Blumen und Wald erzählt haben, wie die Sterne damals geleuchtet und die Vöglein gezwitschert, aber sie wird wissen wollen, wie die Zustände der Gesellschaft gewesen, und wird nach den Rittern vom Geist greifen, als dem denkwürdigsten Buche und getreusten Bilde der damaligen Zustände. Freilich sind diese Zustände faul, die Personen haben den Hautgout und Gutzkow ist mit seinem schneidenden literarischen Schwerte ein großartiger Scharfrichter, deßhalb klage man die Zeit, nicht aber den Dichter an. Wenn Julian Schmidt behauptet, Gutzkow habe auf die Neugierde speculirt, indem er bekannte historische Größen portraitirte, so übersieht er absichtlich, daß Tausende den Roman mit dem größten Interesse gelesen, ohne überhaupt eine Kenntniß von Prokesch-Osten, Hofmaler Krüger u. s. f. zu haben. Wie sehr ist es zu bedauern, daß gerade die Begabten sich untereinander

befehden und gegenseitig herabsetzen, damit sich unterdessen die Mittelmäßigkeit breit mache und die sogenannten Harmlosen als die ersten erscheinen.“

Hier endigte die literarische Unterhaltung der jungen Leute, sie waren in Wankheim und fühlten, daß alle Poesie den Hunger nicht stille und vor Allem den Durst nicht lösche. Richard hatte beinahe ein Jahr in Frankreich zugebracht, wohin er gegangen, um die französische Sprache und Literatur zu studiren. Darauf hatte er seinen Freund Louis in Tübingen getroffen. Dort wollte er seine Studien vollenden und vor allem den berühmten Aesthetiker Vischer hören. Dieser hatte, so weit es der rege, aber etwas ungestüme und leichtfertige Geist des jungen Mannes zuließ, einen mächtigen Einfluß auf ihn ausgeübt. Die ungemeine Schärfe und Klarheit des berühmten Kritikers, verbunden mit einem außerordentlichen Wissen und überwältigender Kraft der Rede und Darstellung, hielten den jungen Mann gebannt und machten, daß er oft vollständig an seinem Talente zweifelte. Sein erster poetischer Versuch, der mit solchem Jubel von seinem Freunde, einem eifrigen Zuhörer von Vischer's Vorlesungen, aufgenommen worden war, hob ihn wieder und verlieh ihm das Bewußtsein und den Uebermuth, welcher der von Hoffnung berauschten Jugend eigen ist. Er sah seinen Ruf gegründet, dachte nicht daran, daß ein Buchhändler sein Werk drucken müsse — — waren doch die Räuber und Werther auch

im Selbstverlag erschienen — — und empfing schon in Gedanken Briefe von den Größen der Literatur, in denen er als Bruder und hoher Mitstrebender begrüßt wurde. Da er in Frankreich mit einzelnen hervorragenden Geistern bekannt geworden war, so hatte sein Ruhm bereits Deutschland verlassen und war auf der Reise nach dem Süden begriffen. Da sein Werk ächt menschlich und somit göttlich war, mußte es auch dort Beifall finden und vor Allem mußte George Sand, die er abgöttisch verehrte und der er in dem Werklein eine Huldigung dargebracht, sich angenehm berührt fühlen. Das Gespräch der beiden Freunde kam auf diese merkwürdige, hochbegabte Frau und Richard sagte:

„Ich denke immer mit Vergnügen daran, wie ich zum erstenmal ein Werk von diesem größten der jetzt lebenden Dichter gelesen habe. Ich wollte mir auf dem Museum in Heidelberg ein Buch holen und blätterte in dem Katalog. Da fand ich zufällig einen Schriftsteller George Sand, von dem ich nie etwas gehört. Ich verlangte aufs gerathewohl Valentine, ging nach Haus und las und las und nie hat außer Werther ein Buch einen ähnlichen Eindruck auf mich gemacht. Hingerissen von dem unwiderstehlichen Reize der Erzählung, durchwachte ich die Nacht. Ich glaubte einen großen Genius entdeckt zu haben und hörte zu meinem Erstaunen, daß Professor Hettner am folgenden Tage meinen neu entdeckten Genius in seiner bekannten, scharfen und feinen Weise

der eines besseren Schicksals werth gewesen wäre, half ich die Kanonen laden und abfeuern; Kronstadt begann zu brennen. Ich rief den Leuten zu, sich wacker zu halten, fast jede Kugel traf. Auf einmal verwandelte sich Kronstadt zu meinem Entsetzen in meinen leibhaftigen Hut. Von der Festung war nichts mehr zu sehen; alle Kugeln flogen nach meinem Hut. Ich rief aus Leibeskräften: Haltet ein, es ist ja mein Hut, es ist nicht Kronstadt, mein armer Hut! Es half nichts. Eben flog eine Kugel aus dem **Duke of Wellington**, traf und zerschmetterte mein Eins und Alles. Ich schrie laut, wandte mich drohend an Napier und erwachte. Sie sehen, lieber Herr Doctor, nach solch höllischem Traum mußte ich mir noch eine Stunde Ruhe gönnen. Ich bin heute unschuldig und doch gestraft, verdiene also Mitleid, nicht Tadel."

Kümmernuß hatte während der Erzählung des jungen Mannes den Dante aufgeschlagen. Die Stunde Ruhe war ihm nicht einleuchtend, wohl aber, daß man aus so wichtigem Grunde eine Stunde in Unruhe versäumen könne. War er doch wenige Tage vorher in ähnlichem Wetter nach Haus marschirt, um seinen Hut mit Weh und Ach eine Stunde lang vor dem Spiegel herumzutragen und alle mögliche Ausbesserungen mit ihm vorzunehmen. Nachdem er auch sein Schicksal geklagt, begann der Unterricht. Sie standen am dritten Gesang der Hölle. Richard begann die berühmten

Verse zu lesen, die, mit Flammenschrift an der Höllenpforte geschrieben, sich mit Flammenschrift dem Gedächtniß einprägen:

Per me siva nella città dolente
Per me siva nell' eterno dolore:
Per me siva tra la perduta gente.

— — — — — — — — — —

Lasciate ogni speranza voiche 'ntrate.

Dr. Kümmernuß war zufrieden mit seinem Schüler. In dem Gesang kamen wenig unbekannte Wörter vor und Richard, ergriffen von der Macht der Poesie, übersetzte fließend und kräftig. Nach der Stunde blieb er wie gewöhnlich sitzen. Diesmal aber hatte Richard nicht die Ruhe, die er sonst zu haben pflegte. Er wurde roth und es gelang ihm nicht, zu sprechen. Kümmernuß bemerkte seine Verlegenheit und fragte:

„Was fehlt Ihnen, fehlt Ihnen etwas?"

„Durchaus nicht!" sagte Richard und die Thränen kamen ihm ins Auge. Endlich, als Kümmernuß aufgestanden war, um seinen Dante wegzustellen, faßte er Muth und sagte rasch:

„Herr Doctor, ich habe etwas ausgearbeitet und möchte es Ihnen gerne vorlesen. Sie müssen nicht erschrecken, es ist nicht sehr lang."

„Sie haben etwas ausgearbeitet, was heißt das, Sie haben etwas ausgearbeitet?" sagte Kümmernuß, indem er den Dante an seinen Platz stellte, die eine Hand noch

auf dem Buch hielt und sich nach dem jungen Manne umwandte.

„Gedichtet, meine ich," sagte Richard.

„Gedichtet," fiel Kümmernuß bestürzt ein, „gedichtet, sind Sie denn auch ein Dichter, etwa gar ein episch-lyrischer Dichter! Gott bewahre mich vor den Episch-Lyrischen. O weh, o weh, o weh! Sind denn alle meine Schüler Poeten! Vorgestern ein Dichter, gestern ein Dichter, heute ein Dichter, am Ende gar morgen wieder ein Dichter. Was habe ich denn verbrochen? Ich verliere noch alle meine Schüler. Bin ich denn so poetisch, warum adressiren sich denn alle Dichter an mich? zum Vischer sollen sie gehen; der ist dafür da, der mag sie heimschicken, aber ich nicht. Ja Dichter, in unserer Zeit Dichter!"

Richard stieg das Blut in den Kopf. Er hatte mit Zagen seine Bitte vorgebracht, hatte ein kaltes Wasserbad auf den heißen Kopf vorausgesehen, aber diese Vorrede zur Kritik seines Werkes hatte er doch nicht vermuthet. Er suchte vergebens sich zu mäßigen und sagte in leidenschaftlichem Tone:

„Ja Dichter, in unserer Zeit Dichter, sagen Sie, Herr Doctor, glauben Sie denn: Fischart und Moscherosch seien allein Dichter und George Sand, Dickens, Gutzkow, Koenig, Max Waldau seien keine? Ich prophezeihe, in dreihundert Jahren sitzen die Herren Philologen ebenso da, wie sie jetzt dasitzen, und ediren die

„Ritter vom Geist" oder ein anderes Werk, und verschwitzen und versitzen über einer einzigen Lesart auch Frühling, Sommer und Herbst, wie sie es jetzt wegen einer Stelle im Fischart oder Gott weiß wem thun! Gutzkow z. B. — —"

„Was Gutzkow z. B.," fiel Kümmernuß ein, „sind Sie denn Gutzkow, wer sagt Ihnen denn, daß Sie Gutzkow sind. Ich kenne den Mann nicht, will ihn auch nicht kennen lernen, kenne auch seine Werke nicht; der Himmel bewahre mich, daß ich die „Ritter vom Geist" lese; — aber wer sagt Ihnen, daß Sie, einerlei ob gut oder schlecht, solches Aufsehen erregen werden!"

„Das Alles habe ich nicht gesagt," erwiederte Richard, „und werde es nie sagen. Ich meine nur, daß es höchst einseitig und ungerecht ist, auf Kosten der alten die ganze neuere Literatur zu verachten und während aller socialen Kämpfe sich nur mit der Lautverschiebung zu beschäftigen. Da stirbt der Sinn für Kunst und Natur ab. Ich habe Proben davon," fuhr Richard, sich erhebend, fort. „Im Mai fuhr ich mit zwei Philologen von Rüdesheim nach Koblenz. Auf dem Dampfboot sprachen sie während der ganzen Fahrt von dem Gebrauch einzelner Wörter und von verschiedenen Lesarten. Als wir in der Nähe der Lorelei ankamen, standen sie an der früheren Bedeutung des Wortes „Aas" und erörterten, wie weit nur der Tod oder auch schon das Verfaulen darin enthalten. Ein Schuß und das don-

nernde Echo schreckte sie auf aus ihren Studien. Ich glaubte früher immer, die Lorelei sei eine alte Hexe geworden mit grauen Haaren und Runzeln, abscheulich anzusehen, und sie ärgere sich über die vielen schönen blitzenden Augen und die golden wogenden Locken, deßhalb zeige sie sich nicht mehr, aus Furcht, man möchte sie auslachen. Aber seit dieser Aasunterhaltung begreife ich wohl, wie das schöne stolze Weib sich einem solchen Geschlechte nicht mehr zeigen will. Sie ist dieselbe geblieben, aber uns findet sie nicht mehr würdig, deßhalb weilt sie zürnend in ihrem Wasserpalaste."

Nach diesen Worten schlug Richard die Augen zu Kümmernuß auf, den er nicht anzusehen gewagt hatte. Er fühlte, daß er zu weit gegangen. „Sie sollen durch meinen Roman nicht belästigt werden, Herr Doctor; es thut mir aber wirklich leid, daß Sie auf meine Arbeiten, ohne sie gelesen zu haben, gar nichts geben. Ich will Sie von nun an verschonen. Adieu, Herr Doctor." Kümmernuß, der Richard wirklich liebte und seinen lebhaften Schüler zu verlieren fürchtete, rief den jungen, nach der Thüre eilenden Hitzkopf zurück:

„Da habe ich es wieder, ich wußte es ja, die Dichtkunst vertreibt mir alle meine Schüler. Kommen Sie, Herr Richard; setzen Sie sich zu mir und glauben Sie mir, daß ich nur Ihr Bestes will. So — jetzt bleiben Sie einmal ein wenig ruhig auf Ihrem Sessel. Ich habe schon lange bemerkt, daß Sie viel zu viel Zeit auf

solche Lappalien verwenden. Davon können Sie nicht leben. Sie sind hier um etwas zu lernen, aber nicht um zu dichten. Mit was wollen Sie sich denn ernähren? Die großen Dichter haben auch fleißig studirt, haben auch ein Brodstudium ergriffen, und wenn sie das nicht gethan, ging es ihnen sehr schlecht. Selbst angenommen, Sie könnten sich mit Schriftstellern ernähren, welch schimpflicher Beruf, für Geld in den Tag hinein zu schreiben. Sie glauben, jetzt viel leisten zu können, glauben Anlage zu einem Schiller in sich zu haben. Fahren Sie nicht auf; ich habe es auch geglaubt, habe auch in Stuttgart im Park auf der Gartenbank gesessen und mich sogar in der Ode versucht und geglaubt, so etwas wie meine Dichtungen wäre nie vorgekommen. Schönes Zeug ist es gewesen! Neulich habe ich noch ein Exemplar gefunden und bin ganz schamroth geworden. Studiren Sie die Grammatik, vergleichen Sie die Sprachen; lassen Sie Heine und den Gutzkow und die George Sand oder wie sie alle heißen, und lesen Sie Grimm oder Lachmann, da ist Wissenschaft und Halt für das Leben. Kommen Sie in die Vorlesungen, versäumen Sie die Stunden nicht; Talent haben Sie. Uebrigens waren Sie sehr unartig und wenn ich Ihnen nicht so aufrichtig wohl wollte, hätte ich das Alles nicht gesagt."

Richard hatte seine Ruhe und die Laune, die er dem Doctor und seinen Predigten gegenüber zu haben pflegte,

wieder gefunden. Er konnte dem Kümmernuß nicht lange zürnen und sagte, nachdem er sich bestmöglichst entschuldigt hatte:

„Habe ich es denn so unglücklich getroffen, waren gestern und vorgestern auch Dichter bei Ihnen?"

„Leider ja, vorgestern kam einer, der fast immer das Colleg versäumt, und brachte mir ein Werk, in dem der Held am Anfange klagt, daß seine Ahnen fast alle aussterben werden. Ich schickte ihn gleich wieder fort, indem ich ihm sagte: er müsse sich verschrieben haben und ich könne das Verschreiben durchaus nicht ertragen. Gestern kam aber einer aus dem Convict. Sie kennen ihn: Anton Christ, ein ganz fleißiger Zuhörer und sonst braver Mensch, setzt sich zu mir und bittet mich stotternd: ich möge erlauben, daß er mir sein Werk vorlese. Ich sage in der Verlegenheit: Ja, und er zieht darauf ein ganzes Epos aus der Tasche. Die Vorrede ist gegen das Heidenkind Phöbus Apollo gerichtet zur Verherrlichung der Jungfrau Maria und im ersten Gesang ruft er die Musen an. Kein Sinn, kein Verstand, kein Versmaaß in Allem, was er mir vorgelesen. Und nun bittet er mich auch noch, ich möge mit dem Laupp sprechen, der verlege solche Bücher."

„Wollen Sie denn das auch thun, Herr Doctor?"

„Ich habe ihm versprochen, ich wolle sagen: Herr Laupp, hier der Herr Anton Christ, der neben mir steht, hat mir den Auftrag gegeben, mit Ihnen zu sprechen — —"

„Aber um's Himmelswillen, Herr Doctor, der ist im Stande und druckt's und dann kommen Sie in die Vorrede!"

„Der ist wahrlich im Stande und blamirt mich vor der ganzen Christenheit und setzt mich in die Vorrede. Mein Ruf ist für immer hin. Was werden die Professoren sagen? Der Kümmernuß hat einen schönen Geschmack; empfiehlt der solche Bücher."

„Oder," sagte Richard, „man wird flüstern, der Herr Doctor Kümmernuß muß doch zum Katholicismus übertreten wollen, weil er das Buch und den Dichter beschützt."

„Was soll ich denn thun? Ich wollte ihn zurückweisen. Ich sagte: ich wäre Protestant. Er ging aber darauf nicht ein. Dann darf ich seinem Glauben doch auch nicht vor den Kopf stoßen, sonst kommt Keiner mehr aus dem Convict und man ist doch froh, wenn man einmal ein Paar Zuhörer hat. Er ist ein ganz enragirter Mensch. Er sagt, er habe schon zweihundert Abonnenten und würde wenigstens dreihundert Exemplare gleich absetzen. Auch habe er einen Buchhändler, der gefalle ihm aber nicht so gut wie der Laupp, weil er gewöhnlich nur Kalender drucke. Ich sei sein liebster Lehrer, habe am meisten Einfluß auf ihn ausgeübt und müsse ihn beschützen."

„O weh, Herr Doctor," fiel Richard ein, „dann kommen Sie in die Vorrede. Da wird es heißen:

Schließlich kann ich nicht unterlassen dem Dr. Kümmernuß meinen verbindlichsten Dank auszusprechen für die freundliche Anerkennung u. s. w. Die zwei ersten Exemplare in Gold werden Sie erhalten."

„Er träumt," fuhr Kümmernuß fort, „schon von einer zweiten Auflage; spricht in der Vorrede vom Schweiß, den ihn sein Werk gekostet und den das Publikum durch freundliche Aufnahme vergüten soll. Ich kann doch nicht geradezu sagen: das ist Alles Unsinn. Wie werden gescheidte Menschen noch heut zu Tage so etwas singen; wie kann man ein Frauenzimmer mit einem Turteltaubenpaar, seine Augen mit den Teichen von Hesbon und seine Nase mit dem Thurm auf Libanon, der nach Damascus sieht, vergleichen. Wie er mir das vorgelesen, hätte ich ihn gar zu gerne an der Hand genommen, ans Fenster geführt und gesagt — —" dabei stand Kümmernuß wirklich auf und trat ans Fenster — — „Sehen Sie, da geht Frl. Schumann, sie hat eine Nase und zwar eine große, aber keine, wie der Thurm vom Libanon, der nach Damascus sieht."

Richard, der von der Klarheit und Vortrefflichkeit seines Werkes überzeugt war, lachte laut auf als Kümmernuß die Bilder aus dem hohen Liede, die der junge Geistliche benutzt hatte, durcheinanderwirrte. Noch mehr aber wurde er zum Lachen hingerissen, als Kümmernuß fortfuhr:

„Es ist dies nicht seine einzige Dichtung, er hat noch viele, er hat mir schon gesammelte Werke angekündigt. Die Amaranth oder wie das Buch heißt, das ihnen in der Beichte empfohlen wird, hat Allen den Kopf toll gemacht."

Bei diesen Worten klopfte es an die Thüre und ein Auslaufer mit einem Pack Bücher trat herein:

„Ein Compliment vom Herrn Fues."

„Wieder ein Compliment," sagt Kümmernuß, indem er die Bücher abnahm und sich auf den Sessel setzte um zu sehen, welche Neuigkeiten ihm der Buchhändler zugeschickt habe. Er öffnete den Umschlag und „die orientalische Frage" fiel ihm zuerst in die Hand; er legte das Buch weg, denn er verwünschte den Krieg, weil er den Buchhandel störte. Der politischen Schrift folgte ein Miniaturband in Goldschnitt. Bevor er den Titel gelesen, sagte er: „Das kleine Format ist mir schon bis in den Tod zuwider, es ist so unwissenschaftlich." Dann las er: „Tag von St. Jacob" von Otto Roquette und legte das Büchlein wieder in den Umschlag. Der Titel des dritten Buches schien ihn zu entsetzen. Richard beugte sich vor und konnte so „das hohe Lied von dem Weibe" von einem der ausgezeichnetsten unter den jungen Dichtern, von Rudolf Gottschall, lesen. Kümmernuß blätterte ein wenig, dann gab er Richard das Buch, indem er eine Stelle bezeichnete. Dieser las:

Du wirst die Braut von Jesu Christ,
Durch himmlische Liebe verklärt:

Und nebenbei, was das Beste ist,
Ganz sorgenfrei ernährt,
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — u. s. f.

„Ist das nicht ein Scandal," fiel Kümmernuß ein, indem er das Buch wegnahm, „ist das nicht ein Scandal, daß so etwas gedruckt werden darf und am Ende noch Beifall findet. Da hört denn doch alle Scham und Sitte auf. Haben wir keinen Schiller, keinen Lessing, keinen Herder mehr? Was mir der Fues für Bücher schickt, ich will die andern nicht mehr sehen, ich nehme gar keine mehr an."

Von den Büchern ging Kümmernuß auf die Frauen über, die solche Bücher lesen und beschützen, und meinte endlich:

„Sie sehen an den Tübingerinnen, die noch lange nicht die Schlimmsten sind, was durch solche Literatur aus den Frauen wird. Vor der Confirmation haben sie Empfindungen und nach der Confirmation Gefühle. Kann denn noch ein vernünftiger Mensch in eine Frauengesellschaft gehen. Nein! Da setzen sie sich hin und sprechen über die Ritter vom Geist und gar noch über den schändlichen frivolen Heine, und wer da nicht mitsprechen kann, der wird verächtlich angesehen. Ganze Bücher kann man geschrieben haben, von den großen Männern anerkannte Bücher, und man wird nichts geachtet."

„Es ist mir oft aufgefallen," sagte Richard, „daß fast alle Docenten unverheirathet sind."

„Das glaube ich," meinte Kümmernuß, „wer mag sich denn so ein Modegänschen nehmen, und am Ende wollen sie auch nicht, wenn man nicht etwas über Geibel geschrieben hat."

„Dafür werden sie aber gestraft, Herr Doctor, die einsam und allein wandelnden Ruinen beweisen das hinlänglich."

„Ja," sagte Kümmernuß, „wenn das Alter kommt, kommt auch der Verstand und die Liebe zur Wissenschaft, dann ist's zu spät."

Richard sagte lachend: „Das sind die, welche anstatt auf Fischfang wie Petrus auf Menschenfang ausgehen und von denen es heißt:

„Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute
Vom bemoosten Kirchenthurm herab."

„Ich will übrigens nichts von ihnen, meinetwegen mögen sie sein, wie sie wollen," sagte Kümmernuß; „mir geht es wie dem großen Kant, der war auch ein Denker und von ihm steht geschrieben: Verheirathet war er nie. Ich denke wie der alte Wate mit dem ellenlangen Barte in der Gudrun, der sagt: er habe nie bei schönen Frauen ein solches Behagen gefunden, wie in der Schlacht, so ich, wie über den Büchern. Aber traurig, traurig ist das Leben doch. Nun sitze ich schon fünf

volle Jahre und freie, wie Jacob um Rahel, um die Professorswürde, aber nichts will kommen. Da sitze ich und sitze ich und am Ende geht es mir wie dem Ritter von Toggenburg, der auch ein Haupt-Sitzer war."

Richard lachte laut auf und declamirte:

„Und so saß er eine Leiche
Eines Morgens da,
Nach dem Briefbot' mit dem Berufungsschreiben
Noch das bleiche,
Stille, liebe Antlitz sah."

„Lachen Sie nur," fuhr Kümmernuß fort, „das klingt Ihnen noch spaßhaft, mir ist es aber verwünscht ernst. Ist es denn nicht traurig, wenn man sein ganzes Kapital aufzehren muß und das für nichts und wieder nichts. Nicht einmal Dank habe ich davon. Die Regierung fragt nicht, wenn sie anstellen will, was weiß der Mensch, sondern wieviel Zuhörer hat er und in diesem Punkte habe ich ein eignes Malheur. In der ersten Stunde waren acht da, in der zweiten habe ich mit mir selbst gekämpft, ob ich den Zettel zum Belegen herumgeben sollte. Ich habe es leider für zu früh und unschicklich gehalten; als ich es in der fünften gethan habe, waren nur noch vier da. Das nächstemal aber gebe ich den Zettel gleich herum, damit mir Keiner fortläuft."

Richard wurde bewegt durch die offenen Bekenntnisse des Doctor Kümmernuß. Dieser fuhr fort:

„Es ist doch niederdrückend, wenn man über den Dante liest, sich wie lange vorbereitet hat, im Heft immer „meine Herren" steht und wenn man nun nur einen einzigen Denker im Hörsaal findet. Da sagt der Erklärer von Dante, wenn man nicht selbst Dante sein könne, so gebe es keinen schöneren Beruf als Dante's Erklärer zu sein. Ein schöner Beruf, für vier Kronenthaler per Semester Dante zu erklären und davon Kost, Logis und Bücher zu bezahlen."

„Seien Sie ruhig, Herr Doctor, sagte Richard — dafür lächelt Ihnen auch der große Florentiner vom Himmel zu und sollte er einmal zur Erde niedersteigen und schreiben, so kommen alle die, welche Ihr Colleg nicht besuchten, in die tiefste Hölle, da wo sie im glühenden Schlamm herumkriechen und keine Luft schöpfen können, oder wo es so kalt ist und Ugolino am Kopf des Cardinals nagt. Sie aber kommen ins Paradies, in die Nähe der Beatrice — con angelica voce dolce e soave — da wird denn alles Leid vergessen sein und die Freude eine ungetrübte. Ich selbst will mich bessern, damit ich nicht in's Fegfeuer komme, denn Schlimmres habe ich bis jetzt nicht verdient."

Kümmernuß, der das Bedürfniß fühlte, sein Herz zu öffnen und der, wenn er anfing, die Höhle des Unglücks und die Gemächer des Jammers war, fuhr fort:

„Im Winter, wenn ich über Boccaccio lese, habe ich gewöhnlich mehr Zuhörer. Das gilt mir aber auch nicht

in Stuttgart. Im Gegentheil, ich glaube, sie denken: Der Kümmernuß ist ein Spaßmacher, der liest seinen Zuhörern frivole Sachen, und doch lasse ich alle anzüglichen Novellen weg und setze immer in die Anzeige meiner Vorlesungen, damit es ein wenig gelehrter und wissenschaftlicher aussieht, den Vornamen, Giovanni; „Ueber das Leben und die Werke des Giovanni Boccaccio." Es hilft Alles nichts, hat man Bücher geschrieben, so will man Zuhörer haben, hat man Zuhörer, so soll man Bücher schreiben. Als wenn ich nichts geschrieben hätte. In allen Sprachen habe ich veröffentlicht und über alle Gegenstände. Hier ist spanisches, hier ist italienisches, hier deutsches. Da sind meine Thesen, über die ich bei der Vorstellung disputiren mußte." Er hatte sich auch diese fünf Blätter in Gold binden und den Dr. Kümmernuß auf die Decke setzen lassen. Richard, der ihn auf ein anderes Thema bringen wollte, sagte:

„Herr Doctor, Sie werden zu traurig, Sie müssen sich in den Herbstferien aufraffen, das Nest Tübingen verlassen und nach Italien reisen."

„Sie haben gut reden," sagte Kümmernuß, „wer gibt mir denn das Geld?"

„Sie bedürfen ja nicht so viel und sind doch vermögender, wie der Doctor Kraft, welcher immer in den Ferien verreist."

„Wie der Kraft kann ich nicht reisen," sagte Kümmernuß, „der setzt sich auf den letzten Platz und ißt Handkäs!"

Richard brach in ein lautes donnerndes homerisches Gelächter aus. Die letzten Worte hatten etwas unwiderstehlich Komisches für ihn. Er dachte sich den Archäologen, den begeisterten Kunstkenner im Lande der Orangen, im Lande, wo die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht mit Handkäs. Mit Handkäs vor dem Titian, Correggio und Raphael, mit Handkäs vor der Venus, mit Handkäs in dem Golf von Neapel, mit Handkäs auf dem Lago maggiore, überall, allüberall mit Handkäs.

Richard lachte, daß ihm die Thränen über die Backen liefen, und auch Kümmernuß wurde heiterer, stellte seine kleinen Schriften, die er alle auf seine Kosten hatte drucken lassen, wieder an ihren Platz und sagte:

„Vorhin wollten Sie mich zornig verlassen und nun lachen Sie wieder und haben Alles vergessen und denken nicht mehr an Roman und Zukunft. Ich wünschte, ich hätte auch wieder so einen Humor."

„Aber, bester Herr Doctor," sagte Richard noch immer lachend, „wissen Sie denn, daß Sie mit Ihren beständigen Sorgen ganz unchristlich, daß Sie ein Heide sind; heißt es doch in der Bibel: Ihr sollt nicht sorgen und sagen, was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden. Nach solchem Allem trachten die Heiden. Sehet die Lilien des Feldes, sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern und euer himmlischer Vater kleidet sie doch."

charakterisirte und daß der Mann meiner Seele — eine Frau war. Da ging es mir umgekehrt wie dem Wilden, von welchem Sealsfield erzählt. Dieser war der treueste Schüler der Missionäre und liebte Christus lange gewaltig, bis er eines Tages zufällig hörte, daß der Erlöser, den er immer für eine Frau gehalten und deßhalb geliebt hatte, ein Mann gewesen sei. Nun schlug seine Liebe um; bei mir aber wuchs sie mit der Entdeckung unendlich. Ich las die sämmtlichen Werke der Dichterin und begeisterte mich mehr und mehr für die Gluth ihrer Schilderung, den Reichthum ihrer Stoffe, die Feinheit der Charakteristik und vor allem die gläubige, liebevolle Begeisterung, mit der sie in dem Schlimmen doch wieder so viel Gutes zu finden weiß, das Göttliche im ewig Menschlichen sucht und nirgends ihren schönen, hohen Glauben an die Menschheit ganz aufgibt. Ich suchte Alles, was über sie geschrieben worden, aufzuspüren und schwelgte wahrhaft in dem Gedanken, sie in Paris persönlich kennen zu lernen. Ich sage dir, Louis, ich kam mit dem George Sand-Fieber, gegen das kein Chinin hilft, nach Paris und glaubte in jedem Gesicht, das nur eine Spur von Aehnlichkeit mit dem Bilde hatte, das ich mir alsbald gekauft, die berühmte Schriftstellerin zu entdecken, bis ich von dem edlen Romantiker Victor Hugo erfuhr, daß sie gar nicht in Paris sei. Da starb Balzac und mit seinem Tode erwachte ich zum Leben. Jetzt mußte sie nach Paris kommen, um der

Bestattung beizuwohnen. Am Tage, an welchem die Beerdigung statt finden sollte, fand ich mich in aller Frühe in der Kapelle ein, in der der Sarg ausgestellt war. Eine Menge Frauen kamen und zollten dem Kenner der weiblichen Herzen ihre Thränen. Endlich erschien eine schwarz gekleidete Dame mit großen dunkeln Augen und ernsten strengen Zügen. Es mußte George Sand sein. Ich hatte sie mir weiblicher gedacht und jünger. Aber nur einen Moment beunruhigte mich dies, dann wandte ich keinen Blick von ihr ab, was sie alsbald bemerkte und nicht angenehm aufzunehmen schien. Das Gefolge des Leichenzuges sammelte sich, der damalige Minister Baroche grüßte die schwarze Dame tief und ich fragte: Ist es George Sand? erhielt aber keine Antwort und weiß bis zur jetzigen Stunde nicht, habe ich sie gesehen, oder habe ich sie nicht gesehen."

„War der Leichenzug groß?" fragte Louis. „Halb Paris war auf den Beinen," erwiederte Richard, „die ganze literarische Welt folgte dem Sarg. Die Grisetten kamen aus ihren Dachstübchen, um Alexander Dumas zu sehen. Da er dicht neben dem Leichenwagen ging, war es nur denen vergönnt, die mit ihm auf derselben Seite sich befanden; auf der anderen Seite bückten sie sich, um mindestens zwischen den Rädern hindurch seine Beine zu sehen. Viele liefen auch vor den Zug und suchten die andere Seite der Straße zu gewinnen. Am Grabe sprach Victor Hugo furchtbar eintönig, indem er

in der linken Hand sein Concept hielt, damit er nicht aus dem Concept käme, und mit der Rechten immer die Bewegung machte, wie ein Schuljunge, der bei jeder Frage den Finger streckt und sich meldet. Ich meine ihn noch zu hören mit seinem **Balzac est mort, un homme de talent est mort, un homme de génie est mort.** Als er geendet hatte, riefen die Franzosen, die auf allen Bäumen des **Père Lachaise** saßen: **vive Victor Hugo, vive le défenseur de la presse!** und klatschten furchtbar in die Hände; dann wollten sie ihm die Pferde ausspannen und ihn ein wenig ziehen; er duldete es aber nicht und gab allen seine romantische Hand."

„Gustav war damals auch in Paris?" fragte Louis.

„Ja," sagte Richard, „zwei Tage darauf besuchten wir zusammen Balzac's Grab. Der Tag war sehr heiß und ich weiß nicht, wie es sich herausstellte, daß der Edle auf der bloßen Haut eine wollene Jacke trug. Ich lachte ihn aus. Wir kamen an Balzac's Grab; ich pflückte so rasch wie möglich eine schon gepflanzte Rose ab, als unser edler Freund plötzlich laut und vernehmlich einen seltsamen Nachtrag zu der Rede des Romantikers hielt. „Ja," sagte er, „hättest du auch regelmäßiger gegessen und getrunken, weniger dummes Zeug geschrieben und eine wollene Jacke auf der Haut getragen, wie ich — dann lägst du jetzt nicht hier in der Erde!" Meine Andacht war fort und als ich in das Gasthaus kam, meine Rose ebenfalls."

So und ähnlich sprachen die beiden jungen Leute, bis die Nacht sie zum Aufbruch mahnte. Sie durchschritten den Ort, vor welchem eine Allee von Obstbäumen, durch deren Aeste der Mondschein sein ruhiges Licht warf. Vom Sprechen und Trinken waren sie aufgeregt. Richard faßte seinen Freund an der Hand und sagte:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt!

Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

„Singe, Louis, ich bitte dich, singe das Lied von Tieck, die Nacht."

Dieser begann, wurde aber bald unterbrochen durch das Hoiho, hoiho einer Schaar von Studenten, die ihnen folgte. Der Seemannsruf ging bald in Hahnen- und Katzengeschrei über und artete im Wald in einen Höllenlärm aus. Der Eine sang: „Wer hat dich, du schöner Wald," während ein Anderer dazwischen krähte, bis sich alle dahin vereinten, nach Kräften zu schreien:

Feierlich schalle der Jubelgesang
Fröhlicher Brüder beim Becherklang.

Auf der Neckarbrücke standen die beiden jungen Leute einen Moment still und schauten hinab in den rauschen-

den, durch den Gewitterregen angeschwollenen Fluß. Dann sagte Louis, indem er nach dem am Ende der Brücke stehenden Hause Uhland's schaute:

„Hier begreift sich die Poesie der schwäbischen Dichter. Dort am Fenster mag er gestanden und gedichtet haben, während die dunkeln Wolken am Himmel jagten, der Westwind die Bäume beugte und der wilde Fluß an der Brücke schäumend vorübertobte:

Horch! wie brauset der Sturm und der schwellende Strom in der Nacht hin!
Schaurig süßes Gefühl! Lieblicher Frühling, du nah'st."

Neuntes Kapitel.

Der Wachtelkönig.

Nach einer fieberhaft durchwachten Nacht erhob sich Richard an jenem Mittwoch, an welchem vom kritischen Olymp herab ein ästhetischer Zeus den Machtspruch über sein Werk thun sollte. Je näher die Stunde der Entscheidung rückte, desto unruhiger wurde er, und Louis wandte alles Mögliche auf, um seinen Freund zu beruhigen, aber es wollte ihm schlecht gelingen. Endlich sagte Richard, der, ohne allzureich an Glauben zu sein, Neigung zum Aberglauben hatte.

„Ich will mir ein Motto suchen für den heutigen Tag und die erste Stelle, welche ich aufschlage, soll entscheiden, ob es gut oder schlimm gehen wird. Da ist Schefer's Laienbrevier. Eins, zwei, drei. O weh — o weh — das ist ein böses Omen!"

„Nun, was hast du gefunden," fragte Louis, nahm das Buch und las:

Der Wind zerknickt dir deine schönste Rose —
Und alle Knospen läßt dich das vergessen;

Da fährt der Sturm her, bricht dir deinen Kirschbaum —
Und hin ist dein Bedauern nur der Rose!
Da rauschet weiß Gewölk heran mit Schlossen,
Zerschlägt, zerschmettert dir dein Weizenfeld —

„Aber das ist ja tolles Zeug, Richard, wer wird aufs Gerathewohl aufschlagen und zumal noch in einem Laienbrevier, da muß Unsinn herauskommen. Gib acht, was ich im Heine finde. Hier hast du die Bescheerung:

Auf dem Schloßhof zu Canossa
Steht der deutsche Kaiser Heinrich,
Barfuß und im Büßerhemde
Und die Nacht ist kalt und regnicht.

Droben aus dem Fenster lugen
Zwo Gestalten und der Mondschein
Ueberflimmert Gregor's Kahlkopf.

Entscheidest du dich für den deutschen Kaiser Heinrich oder für Gregor's Kahlkopf, beides paßt gleich gut. Vielleicht hat das Gedicht keinen Werth, weil es auf der zweiten Seite steht, auf der ersten muß gelesen werden, da lautet es aber:

Ich zweifle auch, ob sie empfindet
Die Nachtigall, das was sie singt,
Sie übertreibt und schluchzt und trillert
Nur aus Routine, wie mich dünkt.

Der bezweifelt nun gar die Nachtigall, das kannst du dir übrigens gefallen lassen, jedenfalls bleibst du eine Nachtigall, eine bezweifelte oder unbezweifelte, aber kei=

neswegs eine verzweifelte, und das ist die Hauptsache. Eine verzweifelte Nachtigall wäre auch eine traurige Geschichte."

Louis, der unterdessen seinem Freunde das Laienbrevier abgenommen und im Zimmer auf und abgehend darin geblättert hatte, sagte plötzlich:

„Ich will dir sagen, wie du suchen mußt, wenn die Sache Werth haben soll; deinen Geburtstag oder einen andern merkwürdigen Tag deines Lebens mußt du nennen und dafür ein Motto aufschlagen."

Richard nannte den 27. Juli. Louis las:

> Es donnert, göttlich donnert's; rede mehr,
> Es blitzt, entzückend blitzt es, blitze mehr,
> Kein and'rer Hall erschüttert so die Brust.

„Sieh, das klingt gleich ganz anders, das ist das wahre Motto, das erste und einzige."

Der Mittag kam heran und nach längerer Berathung war ein Besuch nach drei für den zweckmäßigsten erklärt worden. Der Herr Professor mußte seinen Kaffee getrunken, seine siesta gehalten haben und sich folglich in der mildesten und menschlichsten Stimmung befinden. Louis begleitete seinen Freund über die Brücke und sagte zuletzt:

„Er wird dich wahrscheinlich dabehalten wollen und zum Nachtessen einladen, aber du bleibst nicht, Richard, nur nicht. Du kommst gleich nach Haus und läßt dich nicht durch freundliche aufmunternde Worte zum Sitzenbleiben bewegen."

Richard versprach es und ging auf das Haus zu. Der Herr Professor wohnte im zweiten Stock. Richard schellte, worauf die Magd kam.

„Ist der Herr Professor zu Haus?"

„Ja!"

„Kann ich ihn sprechen."

„Ja, gehen Sie nur in sein Zimmer."

Richard ging auf die Thüre zu und klopfte leise. Niemand rief herein. Er klopfte stärker und mit dem erhöhten Klopfen der Hand nahm das Klopfen des Herzens zu. Eine kräftige, männliche Stimme rief: „Herein!" Richard öffnete die Thüre und — —

Da drinnen aber war's fürchterlich,
Und der Mensch versuch' 'nen Aesthetiker nicht!
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was ich gnädig bedecke mit Nacht und mit Grauen.

Louis war unterdessen nach seiner Wohnung gepilgert. Er hatte seinen Schlafrock angezogen, die Collegienhefte herausgeholt und versuchte zu arbeiten, aber es wollte ihm nicht gelingen, seine Gedanken waren bei seinem Freunde. Er sah auf seine Uhr, es war halb vier; vor fünf konnte er Richard nicht wohl erwarten. Er dachte sich selbst in die Lage seines Freundes. Jetzt war er gewiß schon im lebhaften Gespräche begriffen, der Professor mußte errathen haben, wer die beiden in dem Werke vorkommenden jungen, leidenschaftlichen und begabten Leute; ein Strahl des Ruhmes mußte auf

ihn zurückfallen. So mochte er einige Minuten geträumt haben, als plötzlich die Thüre sich öffnete, sein Freund blaß wie der Tod und mit sichtbaren Spuren von Thränen herein kam, sein Manuscript auf das Bett warf und dann im Zimmer auf und abging.

„Richard, was ist dir, du bist ja schon wieder da," fragte Louis heftig.

„Ich bin da, werde dableiben und in meinem Leben nicht mehr hingehen," erwiederte dieser.

„Hat es ihm denn nicht gefallen, sprich doch und lauf nicht so stumm im Zimmer umher; hat er es strenge beurtheilt."

„O nein," erwiederte dieser, „sehr milde und gnädig. Er meint nur, dem Helden gehörten Fünfundzwanzig aufgezählt und seinem Freunde etwa ebenso viel. Nun gehe hin und bedank dich für den milden Spruch. Es ist schändlich, schändlich, Louis. Man kommt hierher, hofft Aufmunterung und Wohlwollen zu treffen und findet Hochmuth und Hartherzigkeit. Man vertraut, gibt sich mit ganzer Seele hin; ein lobendes, aufmunterndes Wort, eine Sylbe der Anerkennung würde Wunder wirken, würde jede schlummernde Kraft hervorrufen; aber nein, weil der Herr Professor selbst nicht dichtet, ist alle Poesie nichts und Brodstudium, das ist die Hauptsache, das Andere legt sich dann von selbst. Ja das legt sich, aber Louis, Louis, ich glaube ich lege mich auch und stehe nicht mehr auf."

Dabei warf er sich auf das Bett und verhüllte sein Gesicht mit der Decke. Louis war außer sich, er wollte eben nach dem Wortlaut der Kritik fragen, als Richard aufsprang und sagte:

„Damit ich mir doppelt lächerlich vorkommen sollte, hatte ich auch noch ein Gedicht in der Tasche, in welchem der Herr Professor besungen wurde und das ich ihm beim Weggehen überreichen wollte.“

Louis, dem Richard nichts davon gesagt hatte, nahm das Papier mechanisch und las, während sein Freund im Zimmer auf und abging:

Wie wir begeistert deinen Worten lauschen,
Du rufst den Frühling wach in unsrer Brust;
Du weißt die jungen Herzen zu berauschen
In nie gekannter, nie geahnter Lust.

Das ist nicht eitles, ist nicht todtes Wissen,
So spricht des Herzens Flammensprache nur;
Von glühender Bewundrung hingerissen,
Verräthst du selbst uns heil'ger Dichtung Spur.

Dein Zauberwort belebt zu neuer Wonne
Den Geist, im Frost der Wissenschaft erstarrt,
Gleichwie der linde Strahl der Frühlingssonne
Den Keim erweckt, der der Belebung harrt.

So weit war Louis gekommen, als ihm Richard das Papier wegnahm, in Stücke zerriß und dabei sagte:

„Louis, ich bin vernichtet, alle meine Träume sind zerronnen. Hätte ich nur nicht den Tag vor dem Abend

gelobt, hätten wir nur nicht den gemeinschaftlichen Ruhm ausposaunt. Ich lasse mich vor Niemand mehr sehen."

Dabei warf er sich wieder aufs Bett und weinte heftig; aber die Thränen erleichterten ihn wunderbar und machten, daß die Worte seines Freundes bei ihm Eingang fanden. Er wiederholte das Urtheil des Professors und es stellte sich heraus, daß nur die vorhergegangene, unbegrenzte Erwartung Schuld daran war, daß er Alles so schlimm deutete. Der Professor hatte ihm entschiedenes Darstellungstalent zugesprochen, dabei aber bemerkt, daß das ganze Werk am Helden scheitere, der mit seinem Freunde eine Familie unglücklich mache, um einer kindischen, knabenhaften Neigung zu fröhnen. Er hatte ihm vom Druck abgerathen und gemeint: er möge den Stoff in einigen Jahren wieder aufnehmen, unterdessen aber mit allen Kräften sich dem Studium ergeben, denn das sei auch für den Dichter die erste Nothwendigkeit. Louis suchte seinen Freund bestmöglichst zu trösten und rieth trotz des ungünstigen Machtspruches zum Drucke des Romans. Er citirte die Bücher zu Dutzenden, welche alle dem Herrn Professor nicht gefallen und doch Aufsehen erregt hatten. Er stieg von dem Standpunkte der hohen Kritik, den die beiden jungen Leute zwei Tage vorher so heftig festgehalten, auf den des Erfolges. Richard — — — aber

---

Zehntes Kapitel.

An den Leser.

Aber lieber, guter Leser, das kannst und wirst du nicht verlangen, daß ich dir ausführlich schildere, wie es dem angehenden Schriftsteller, mit dem es schon aus war, zu Muth gewesen ist und mit welchem Kummer, mit welchen Sorgen er sich abquälte. Sieh! dein vielverehrter Freund, der selige Shakespeare, hat alle Qualen, welche den Menschen zum Selbstmorde treiben können, in seinem berühmten, tiefsinnigen Monologe zusammengefaßt:

Der Zeiten Spott und Geißel,
Des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen,
Verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub u. s. f.

Alles findet sich da, aber die Hauptsache hat der Dichter weggelassen, wahrscheinlich weil Hamlet keine Romane geschrieben hat. Verschmähter Liebe Pein — was will das sagen, dieser Schmerz erträgt sich; aber verschmähter Bücher Pein — das ist der wahre, große Schmerz,

der Weltschmerz, der Schmerz der Gegenwart und Zukunft. Den, lieber freundlicher Leser, kann ich dir nicht schildern, dazu ist meine Feder zu schwach. Auch halten mich ahnungsvolle Schauer zurück; zeichne ich mir nicht am Ende meine eigene unpoetische Zukunft poetisch vor. Wo ist der Buchhändler, der sich meines Werkleins erbarme? Niederschlagender Gedanke — so viele Buchhändler in der schönen, freien Mainstadt und doch verlegen wegen eines Verlegers! Ich werde einen entscheidenden Schritt thun und das jetzt gleich — nicht wahr, lieber Leser, das ist auch deine Meinung? Ich will mich an den Verleger der deutschen Bibliothek wenden; es ist sechs Uhr, bis sieben Uhr ist er auf seinem Verlagscomptoir zu sprechen. Lebe wohl, ich muß eilen. Kommen je diese Zeilen in deine Hand, so ängstige dich nicht mehr, sondern denke mit freudiger Rührung, daß Alles gut gegangen ist.

II.

Neue Thätigkeit.

Motto.
So raffe denn dich eilig auf,
Du bist ein junges Blut.
Göthe.

Erstes Kapitel.

Ermunterung.

Drei Tage hatte Richard in trostlosem Schmerz zugebracht. Es war ihm wie der berühmten Ratte in Göthe's Faust, mit dem Unterschiede, daß er nicht Liebe, sondern seine eigene verunglückte Schöpfung im Leibe hatte, was seinen Zustand noch viel bedenklicher machte. Er bereute den Brief, welchen er der Mutter geschrieben; er bereute den Hohn und Uebermuth, der ihm die Zeilen an seinen Freund Gustav dictirt hatte. Wie gern hätte er Alles zurückgenommen, da er sich und den Andern jetzt doppelt lächerlich vorkommen mußte. Er besuchte keine Collegien und mied vor Allem den Dr. Kümmernuß. Am vierten Tage aber raffte er sich auf und suchte da Trost, wo er ihn auch allein finden konnte — — in der Arbeit. Da ihm der Ruhm in der Heimath das Nächstliegende und Liebste war, so legte er den Schauplatz von drei neuen Erzählungen, die er fieberhaft rasch niederschrieb, dorthin; eilte zuerst nach Rüdesheim, dann

nach Wiesbaden und verflocht in der letzten Novelle die beiden Städte mit einander. Seinen ersten poetischen Versuch beschloß er, bis auf spätere Tage bei Seite zu legen, obgleich sein Freund Louis ihn ermunterte, das Werk drucken zu lassen. Die drei Erzählungen aber, von denen die letzte am meisten in dem Sinn seines ersten Werkes gedichtet war, lauteten also:

Zweites Kapitel.

Der scheele Casper.

Unterhalb Mainz, wo der Rheinstrom eine Biegung macht, liegt ein kleines, liebes, närrisches Städtchen. Es hat 2749 Seelen, miteingerechnet die Besatzung, welche aus 3 Mann Infanterie, 1 Mann Cavallerie und einem, meist unbeschuhten Polizeidiener zu Fuße besteht. Der Letztere versieht zugleich die Stelle der Artillerie und des Trains, indem er bei höheren und niederen Geburts- und sonstigen Fest- und Feiertagen für 12 Kreuzer und 1 Schoppen Wein am Rheine die Katzenköpfe abschießt, wobei er immer noch einen kleinen Profit am Pulver zu machen pflegt.

Das Ausgezeichnetste des Städtchens ist der Marktplatz. Auf diesem fällt wieder ein großer Brunnen in die Augen, auf welchem sich der heilige Jacobus befindet, sichtbar erstaunt und erzürnt über das wenige Wasser, das ihm aus dem Munde läuft, und über das schlechte, mit Schlamm gefüllte Becken, das ihn umgibt.

Die Bewohner des Städtchens theilen sich in Männer, Frauen und Kinder. Zu der zweiten Klasse gehört die sehr zahlreiche Abtheilung der Jungfrauen ledigen Standes. Diese zweite Abtheilung, die eine Altersstufe von 15 bis 85 Jahren umfaßt, ist durch die massenhaft imponirende Zahl der Individuen, welche sie enthält, die bedeutendste, wenn gleich der undankbare Gemeinderath ihr keine Straße gewidmet hat. Dies stört jedoch die Jungfrauen nicht. Sie stiften „Kleinkinderschulen und Muttergottesnagelanbetungsgesellschaften"; vergessen aber bei der Fürsorge für Andere sich selbst nicht. Sie gründen Spiel- und Ball-Kränzchen, haben ein großes Talent zum Tanzen und ein noch viel größeres zum Sitzenbleiben. Das erstere hat ihnen wenig genützt, mit dem anderen haben sie's bisher immer zu einem positiven lebenslänglichen Resultate gebracht. Einzelne hervorragende Größen gibt es eigentlich nicht, wie denn überhaupt in dem Städtchen sich nur Eine Persönlichkeit findet, die verdient genannt und bekannt zu werden. Sie wohnt in der Bataillengasse. Diese Straße hat ihren Namen von der ständigen Bataille, welche in ihr allnächtlich geführt wird. Kaum hat die Thurmuhr des Städtchens zehn geschlagen, und kaum haben sich seine biederen Bewohner zur Ruhe gelegt, so beginnt in der Bataillengasse ein solches Lispeln, Pispern und Flüstern, daß man es weit in die Runde vernehmen kann, und daß alle Bürger erschreckt, als wenn Feuer ausgebrochen,

in ihren Betten emporfahren. Das Flüstern vermehrt sich von Minute zu Minute; der mündliche Ideentausch geht in handgreifliche Berücksichtigungen über. Unterdessen sammelt sich die Garnison und rückt den Bürgermeister an der Spitze aus. Auf dem Kampfplatze angekommen, fällt die Infanterie das Gewehr und stürzt sich unter die Kämpfenden, welche Männer, Frauen und Kinder bunt durcheinander umherspringen und nun den Anblick des überfallenen Troja's gewähren. Die Combattanten ziehen sich in die Häuser zurück, um den Kampf um so heftiger fortzusetzen. Gießkannen und Töpfe schwirren durch die Lüfte und entladen sich über den Köpfen der erstaunten und betäubten Ordnungsmannschaft. Aber eine Stimme übertobt den Schlachtlärm, sie tönt gewaltig wie Donner und Sturmeswehen. Kaum ist sie vernommen worden, als sich der Polizeidiener zum Bürgermeister wendet und sagt: „Habe ich es Ihnen nicht gesagt, es ist der scheele Casper. Wart, du scheeler Halunk, ich komme dir hinauf.“ Gesagt, gethan. Die ganze Mannschaft concentrirt den Angriff auf Ein Haus oder richtiger einen Stall, und der scheele Casper wird bald gefesselt heruntergeschleppt. Hierauf legt sich der Sturm; die Bataillengasse entschlummert sanft und träumt von neuen Gefechten und Siegesthaten.“

Dieser scheele Casper ist das wichtigste und genialste Individuum des ganzen Städtchens. Er überragt alle Andern, wie die Sonne die Sterne überragt. Von seiner

Geburt weiß man wenig. In dem Taufbuche steht bei dem Namen Casper ein Dintenflecken und dann „römisch-katholischer Christ". Schloß er sich der römisch-katholischen Kirche an, so geschah dies, weil sie die streitende ist, und er immer zu dieser Partei hielt. Von seiner Jugend ist nicht viel bekannt. Aus seinen langen Ohren, als aus dem Organe, dessen sich die Lehrer bedienen, um den Schülern Liebe zur Humanität beizubringen, könnte man freilich schließen, daß er wenig Anlage zu diesem schönen Triebe hatte; doch dem widerspricht wieder seine republikanische Gesinnung und seine ganze Volksthümlichkeit. Den Namen „scheeler Casper" hat er dadurch bekommen, daß, während sein eines Auge von dem edelsten republikanischen Feuer erglänzt, das andere, welches Gott bestimmt hat ewig eine schiefe Richtung zu verfolgen (was der gemeine Pöbel mit dem Worte scheel zu benennen pflegt) in die Zukunft gerichtet ist und dort die merkwürdigsten, bisher noch nie eingetroffenen Dinge wahrnimmt. Ob der Casper rechnen kann, ist nicht zu ermitteln, aber das Lesen versteht er perfect; ja er hat selbst etwas von einem zerrissenen Dichter. Ein Hauptsilfsmittel zu seiner Ausbildung war die in dem Städtchen sich befindende Bibliothek. Sie besteht aus 546 Bücherexemplaren, welche alle aussehen, als hätten sie der Sündfluth beigewohnt und wären beim Fallen des Wassers in einer Pfütze liegen geblieben.

Die Bücher dieser Bibliothek bildeten schon frühe die Lectüre des leichtentzündbaren Casper's, der nach der Vorsteherin der Mariamuttergottesnagelanbetungsgesellschaft Hauptabonnent war und blieb. Nach seiner Verheirathung saß er oft Sonntags am Fenster und las. War er dann von der gewaltigen That des Orlando unterrichtet, oder hatte er gelesen, wie furchtbar der Sturm wüthete, wie es aber noch viel schrecklicher in Alonso's Brust tobte, so sprang er auf und schlug, seine eigene Thatlosigkeit schwer empfindend, seine Frau so lange, bis man ihn abholte und ihn gleich Blandarto dem Wilden gefesselt hinter die Eisenstäbe in des Kerkers dumpfe Schmach warf. Es ist leicht zu begreifen, daß eine so leidenschaftlich organisirte Natur in einer friedlich idyllischen Zeit nur eine sehr untergeordnete Stellung einnehmen kann. So war es denn auch mit Casper in der vormärzlichen Periode. Seine Beschäftigungen bestanden abwechselnd in Feldarbeiten, Schlägeaustheilen, Eingestecktwerden und Lectüre. Nur einmal des Jahres gab es für ihn einen besonderen Festtag. Es war dies in der Fastnachtzeit. An dem 24. Februar pflegte er nämlich, sobald die letzte Frau den Nachmittagsgottesdienst verlassen hatte, als Maske in den Straßen zu erscheinen. Sein Anzug bestand in einem großen Bund Stroh, in das er sich so steckte, daß nur unten die Beine heraussahen, und oben drei kleine Löcher für Augen und Nase waren. So war er seit seinem 19. Jahre immer am

24. Punkt 3 Uhr in den Straßen erschienen, und so hatte er seit neun Jahren alljährlich drei Stunden später, um 6 Uhr, betrunken auf der Straße gelegen, als abschreckendes Beispiel von Romanlectüre und Maskenfreiheit.

Mit dem 4. März 1848 begann für Casper eine neue Periode. Ob er diesen Revolutionstag vorausgesehen, läßt sich nicht ganz ermitteln. Soviel ist gewiß, daß er oft der Ordnungsmannschaft gedroht hatte mit einem „Windchen", das kommen und sie alle niederwerfen würde, und daß er oft ausgerufen dem Bürgermeister gegenüber: „O Jeremche, wie wird's Ihnen noch gehen!" Zu bemerken ist, daß nicht bei Casper allein, sondern bei allen Bewohnern des Städtchens der alte Prophet Jeremias in dem höchsten Ansehen steht und bei jeder Gelegenheit citirt wird. So sagt man: „O Jeremche, was ä Wetterche!" sowohl für gutes als schlechtes Wetter; „O Jeremche, was ä Weinche!" sowohl für guten als schlechten Wein, und nur die Redensart: „O Jeremche, was werd' ich dir den Kopf einschlagen!" ist klar und unzweideutig.

Hatte Casper im Allgemeinen auch die Revolution vorausgesehen, so war er sich doch nicht klar geworden über den Tag des Ausbruchs. Denn während die tobendsten Massen sich nach dem Stadthause wälzten, um dort abzusetzen und zu constituiren, saß er noch in einen Roman vertieft zu Hause. Schon hatte man eine Stunde auf

dem Rathhause hitzig und theilweise handgreiflich debattirt, als sich plötzlich in dem entfernteren Stadtviertel ein Gebrülle vernehmen ließ, ähnlich dem des hungrigen Löwen, der, aus dem Walde schreitend, sich seine Beute ersehen und nun auf sie zustürzt. Es war der von den Vorgängen benachrichtigte Casper. Er nahm rasch die Richtung nach dem Marktplatze und schrie in einem fort: „Ab muß er, ab muß er; fort met'em!" In der Froschbrünnchengasse fragte ihn eine sich zitternd an die Mauer anschließende Frau: „Aber lieber Casper, wer muß denn fort?" Casper stutzte, drang dann drohend auf die Frau, die sich möglichst klein und demüthig zu machen suchte, ein, hielt ihr die Faust vor das Gesicht und rief: „Wer, frägt se. Se frägt: wer? — — All! — — — All müsse se ab!" und nachdem er dies mit der kosmopolitischesten aller Bewegungen, dem Ausbreiten der Arme, geschrieen hatte, stürzte er weiter, innerlich wenn auch unbewußt froh, daß er seinen Haß concentrirt und näher bestimmt. Unterdessen hatte sich auf dem Rathhause Sturm auf Sturm erhoben. Bürgermeister und Gemeinderäthe waren in die Ecken gedrängt worden, und nur Einer sprach noch, auf dem Tische stehend, für die augenscheinlich Verurtheilten. In diesem kritischen Momente wurde die Stimme Casper's vernehmbar. Erschrocken wendete sich der Kaufmann Alt, welcher Stadtrath, Armenpfleger und Vorstand mehrerer anderer Aemter und Gesellschaften war, zum Bürgermeister und flüsterte

ihm zu: „Herr Jesus steh uns bei, da kommt auch der scheele Halunk noch; jetzt wird's gut!"

Unterdessen hatte der auf dem Tische Stehende zu sprechen begonnen: „Mitbürger, Freunde, habt Vertrauen in uns, wie wir Vertrauen in euch haben. Wir meinen's gut mit euch. Wir sind ehrliche Leute, wir — — —"

„Was seid ihr? Spitzbube seid ihr!" erscholl plötzlich eine Donnerstimme von der Saalthüre, eine Gestalt drängte sich zum Tische, auf dem der Vertheidiger der Ordnung stand, warf diesen herunter und zeigte sich dann als Casper der Scheele in seiner ganzen Glorie.

„Was seid ihr? — Spitzbube seid ihr, schlechte miserable Spitzbube, die de arme Leut die sauerverdiente Kreuzer abnehme, die de arme Leut uf de Kopf spucke und kei Herz fürs Volk habe. Zu alle Zeite hat's so Spitzbube gebe!" „Ja, ja der Casper weiß es, der hat's gelese (schrieen hier einige hundert Stimmen), der hat's gelese, bravo! der weiß, wie's dem Volk geht!"

„Hinaus mit de Spitzbube, zum Fenster hinaus müsse se!" schrie der Redner sich selbst überbrüllend. Nie hatte eine Volksrede einen größern Erfolg gehabt. Alle schauten nach der Ecke, wo der Bürgermeister und die Stadträthe vergebens bemüht waren, sich in Nichts aufzulösen, um dem so schrecklich extemporirten Tode zu entgehen. Schon legten die Zunächststehenden Hand an die aller Besinnung baare Obrigkeit, als die Todesangst den Kaufmann Alt zum Redner machte, er sich durch-

schlug, auf den Tisch sprang und rief: „O Casper, ich appellire an dein edles Herz, das wir ja alle kennen und hochschätzen. Du wirst uns schützen. Du wirst uns deine Hilfe nicht versagen!“

Als er sah, daß dies einen kleinen Eindruck machte, fuhr er begeistert fort: „Ja wir werden mit dem Volk für das Volk sein, und damit ihr seht, Männer, wir wir euer Vertrauen verdienen, schlage ich den ehrenwerthen Casper zum Vorstande des Sicherheits-Comités und zum Mitgliede des Gemeinderathes vor und gebe ihm meine weiße Binde!“

„Bravo, bravo! der Alt und der Casper müssen an die Spitz', das sind Vertrauensmänner. Aber der Polizeidiener muß ab!“ donnerte es aus allen Ecken.

„Ja Bürger!“ schrie der aufathmende Armenpfleger.

„Und auch der Feldschütz, der rothe Peter!“

„Auch der, Bürger! — alle eure gerechten Forderungen werden gewährt. Jetzt aber laßt uns als Brüder uns umarmen!“ Damit sprang Alt von dem Tische herunter, umarmte den Casper, der sprechen wollte, und erdrückte ihm mit vor Grimm fletschenden Zähnen fast alle Knochen am Leibe. Dann nahm er gerührt den rechten Arm Casper's, der Stadtrath Schwallmach den linken, und so schritten sie durch die Straßen, um dem jauchzenden Volke dies edle Schauspiel zu geben. Unterwegs begann Schwallmach, den Arm des Volksgünstlings fester drückend: „Nein, es ist doch ein edler, ein präch-

tiger Mensch, der Casper. Man sieht, daß er gelesen und sich Bildung erworben hat."

„Ja (sagte Alt), aber mit nach meinem Hause muß er, damit ich ihm für seine zerrissene Stiefel ein Paar andere gebe."

Der Casper sagte gar nichts. Er triumphirte, schritt und blickte nur als Comitémitglied und Gemeinderath. Man kostümirte ihn von Kopf bis zu Fuß und schickte ihn immer ab, um das Volk zu beruhigen, bei welcher Gelegenheit er sich eines Tages Schläge holte, die ihn zwölf Wochen auf das Krankenbett warfen. Während seiner Krankheit war er hilflos und verlassen von allen Männern der rettenden That. Nach seiner Genesung eilte er auf das Stadthaus, um seine unterdessen geraubte Binde wieder zu holen und um Alle abzusetzen, aus Rache, daß sie ihn verlassen. Wie erstaunte er aber, als ihm beim Hinaufsteigen auf der Rathhaustreppe derselbe Polizeidiener begegnete, welchen er abconstituirt und abdecretirt hatte, und als ihn dieser gar beim Kragen nahm und rief: „Bist du auch wieder lebendig, du scheeler Tagdieb, du hungriger Anschlagmacher, du abgedanktes Stück Gemeindeunrath, wart!" und ihm damit einen Stoß gab, der den Kampf veranlaßte. Das Resultat war vierwöchentliche Einsperrung Casper's. Im Gefängnisse wurde er enttäuscht. Die wildesten Rachegefühle bemächtigten sich seiner. Seit dieser Zeit schreitet er drohend wie ein sich entladendes

Gewitter durch die Stadt und grüßt keinen Menschen mehr. Der Prophet Jeremias ist sein drittes Wort geworden, aber die Phrasen, mit denen er ihn begleitet, sind unzweideutig und klar. Er arbeitet wieder im Felde, aber bei jedem Schlage denkt er, bald werde er selbst Herr sein. Oft, wenn in den Zeitungen von Unruhen gemeldet wird, sitzt er Tagelang am Rhein auf dem Bauholz und erwartet mit jedem Dampfboote die Franzosen. Während der Unruhen in Frankreich mußte man ihn aus der Bataillengasse holen und einstecken. Hilft er den Reichen den Wein nach Hause tragen, so brummt er von Kellersprengen und Fässereinschlagen.

Fremdling, der du auf rasch dahinfliegendem Dampfer den Rheinstrom hinabfährst, gib Acht, wenn du den Namen Rüdesheim hörst; denn so heißt das kleine, liebe, närrische Städtchen, von dem ich dir erzählt habe. Gib Acht und betrachte die reizende Gegend, die waldgekrönten Berge, auf denen jener herrliche Wein wächst, den du so wohl kennst und der im Römerglase glänzt wie die Sonne, die liebelachende Flamme, und der wie sie erwärmt und wohlthut. Gib Acht und schau, so wird Sehnsucht dein Herz erfassen, und du wirst aussteigen und im schwankenden Kahne an dem Ufer landen. Dann tritt dir wohl eine mürrische Gestalt mit rothem Barte entgegen und greift nach deinem Gepäcke, das du ihr lächelnd darreichst. Die Gestalt geleitet dich nach einem Gasthofe und brummt dir, nachdem du reichlich gezahlt,

nach: „Der wird auch einmal gehängt!“ Erschrocken fragst du den Wirth nach dem Namen und dem Stande des unfreundlichen Gesellen, und dieser sagt dir lachend: „Stören Sie sich nicht an ihm, es ist der scheele Casper!“ Ja, lieber Fremdling, sei freundlich und störe dich nicht an ihm; denn in eben jenem Gasthofe, wo du die herrliche Gegend betrachtest, wo der Rheinwein deine Pulse schlagen und dir das Blut heißer durch die Adern rollen macht, hat der Arme constituirt und decretirt, und in eben jenem Gasthofe, dessen Schwelle er jetzt nicht mehr überschreiten darf, wurde auf die Gesundheit und das Wohlergehen des scheelen Casper's getrunken.

Drittes Kapitel.

Villa Scherr.

Eine Erzählung.

I.

Es war im September des Jahres 1849, als ich zum zweitenmale nach einer halbjährigen Abwesenheit Bewohner der Villa Scherr wurde. Ich war aus dem Gymnasium getreten und in die Heimath zurückgekehrt, um mich dem Kaufmannsstande, der Weinhandlung zu widmen. So vortrefflich mir der Rüdesheimer und Geisenheimer und Niersteiner und alle die andern edlen „heimer und einer" mundeten, so wenig wollte mir das Copierbuch, das Keller- und Lagerbuch und das Reinigen des Comptoirs behagen. Ich sehnte mich lebhaft nach dem Studium zurück und zog den Staub beim Anhören eines Vortrags über die Partikel ἂν mit dem Optativ dem Schmutz beim Abkehren der Fässer vor. Meine Sehnsucht ging in Erfüllung und da ich durch freundliches

Wohlwollen der Lehrer, ohngeachtet meiner halbjährigen Abwesenheit, zu meinen früheren Schulkameraden gesetzt wurde, kannte ich keinen Kummer, war glücklich und selig und dachte nur daran, wie ich in den Weihnachtsferien als Untersecundaner mit der blauen Mütze am Rhein herumstolziren und den Kopf halten wollte, damit es Allen klar würde, welch geistige Heldenthat ich schon in frühester Jugend vollbracht. Ich fand, als ich mein Dachstübchen wieder bezog, die Villa Scherr unverändert, wie ihre Bewohner. Sie thronte noch mit ihren zwei Stockwerken im Schmucke ihrer etwas abgeblaßten blauen Farbe, umgeben von nur einstöckigen Häusern, als erste Gebäulichkeit im „Heidenloch".

Warum man die den Berg hinan führende, hochgelegene Straße der kleinen Residenz Heidenloch nannte, habe ich nie erfahren können. Aber ein lustiges, luftiges Völkchen von Heiden, so das Gesetz nicht hatten, aber auch nicht thaten nach des Gesetzes Wort, bewohnte diesen Theil der Stadt und hatte bei der Bewegung im Jahre 1848, um ein Bild meines früheren Standes zu gebrauchen, den Ausbruch-Cabinet, la crême der Volksbewaffnung geliefert. Gesund und luftig war die Gegend, in welcher die Villa Scherr hervorragte; seltsam und merkwürdig die Bewohner des Hauses. Es hatte sich in ihm eine wahrhafte Musterkarte von Menschengelichter zusammengefunden und ein buntes Stück dieser Musterkarte, der lustige Schreiber Kiz, behauptete in

einem Gedichte: das Unkraut unter dem Menschengeschlechte habe sich einst gegen Gott den Herrn empört; dieser habe in seiner Gnade und Milde lange zugesehen, endlich aber doch strafend einschreiten müssen:

Da zürnte gewaltig Gott der Herr
Und jagte das Gesindel zum Kanzlist Scherr;
Dort wohnen sie nun im Heidenloch,
Und halten Spectakel immer noch.

schloß das Gedicht.

Der Besitzer der Villa, Herr Scherr, war stolz auf seinen Titel und fühlte sich als Kanzlist, das heißt: als von der Regierung bestätigter Abschreiber auf dem Polizeigericht. Er liebte nicht, daß man seinen Titel bei der Anrede vergaß, hatte er ja schon fünfundzwanzig Jahre zur Zufriedenheit diesen wichtigen Posten, der einen denkenden und schweigenden Mann erforderte, versehen. Obgleich Herr Scherr selbst nicht unvermögend war, hatte er doch die Sicherheit der Poesie vorgezogen und eine zehn Jahre ältere Wittwe geheirathet, von der seine Feinde behaupteten, sie sei schon dreimal großjährig, er verführe also keine Unschuld und verstoße nicht gegen das Polizeigesetz. Durch diese Heirath war er Besitzer des Hauses geworden und da er praktisch zu sein pflegte, quartierte er sich Parterre ein und vermiethete alle Stuben, Ecken und Winkel seines Hauses bis zum Speicher hinauf. Auf Rang und Charakter seiner Miethsleute sah er wenig, wenn sie ihn nur richtig bezahlten.

Da seine Frau eine vortreffliche Köchin war, stellte er ihnen zugleich den Mittagstisch. Was Wunder, wenn alsbald jeder Winkel, jedes Dachstübchen seinen Bewohner hatte. So war Herr Scherr der angesehenste Mann im Heidenloch; ich taufte sein Haus „Villa Scherr", der lustige Kitz nannte es Palais royal und ihn selbst wegen seines Reichthums den Rothschild im Hallunkenviertel. Dieser Reichthum aber erheiterte sein Leben nicht, machte sein Herz nicht mild gestimmt. Er war stolz und hart gegen die Armen, auch wenn sie ihm verwandt, demüthig und kriechend den Angesehenen gegenüber. Ich erinnere mich noch, als wäre es gestern geschehen, wie ich im Jahre 1847, in welchem die Kriecherei der Staatsdiener in der kleinen Residenz ihren Höhepunkt erreicht hatte, mit ihm die Wilhelmsstraße hinunterging. Er war sehr kurzsichtig und hatte seine Brille vergessen. Plötzlich blieb ich stehen und rief: „Herr Scherr, der Fürst!" Augenblicklich stand er auch fest und steif, kehrte, so groß und dick er war, den Rücken den Häusern zu, machte gegen die Straße Front, hielt den Rohrstock fest an sich und zog den Hut tief ab. Aber ein Artillerielieutenant mit fünfhundert Gulden Gehalt rasselte vorüber und ich mußte meinen Spaß bitter bereuen. Er hatte wenig Liebe zu den Menschen, der Herr Scherr, mehr zu den Thieren. Vor allem wandte er sein Hauptaugenmerk auf die Zucht der Schweine. Wenn er des Abends noch so spät von der Polizeistube

nach Hause kam, ging er zuerst durch den überbauten Durchgang in den Hof, um nach den Schweinen zu sehen, wenn er Morgens früh aufstand, war das wieder sein erster Gang. Ich hatte ihn oft in der Frühstunde in dem kleinen Gärtchen, das hinter dem Haus an den Hof stieß, auf und abgehen sehen und ihn singen hören, wobei ich immer nur die Worte:

Wenn ich des Morgens früh aufsteh'
Und dann in mein Gärtchen geh' —

verstehen konnte. Ich glaubte anfangs, die Morgensonne, das junge Grün, die Vögel hätten diese innere Zufriedenheit hervorgerufen, bald aber mußte ich es den Schweinen zuschreiben. Lobte er doch zuweilen sogar seine Frau, wenn er zufrieden von der Besichtigung zurückgekehrt war.

Das Metzelsuppenfest war das einzige, wobei er aufthaute, Aepfelwein, ja zuletzt drei Flaschen Wein kommen ließ und alle Bewohner seines Hauses gern thätig und zugreifend um sich sah, nur den lustigen Schreiber Kitz nicht, einmal weil dieser schrecklich viel aß, noch mehr trank und immer Wein verlangte, daneben auch, weil er ihm eine alte Geschichte nicht verzeihen konnte. Der Kitz hatte sich nämlich in einer schlaflosen Nacht in den Hof geschlichen und begann nun, da er vortrefflich nachahmen konnte, einen Lärm anzustellen, als wären die Schweine aus ihrem Stall hervorgebrochen. Erschreckt erhob sich Herr Scherr, eilte

ans Fenster und horchte. Der Kitz pausirte, bis er das Fenster geschlossen und das Licht gelöscht sah, dann begann er wieder. Von Neuem erhob sich der Hausherr und eilte nun nach dem Stalle und fand dort wie im Hofe Alles in voller Ordnung, denn der junge Schweinevertreter war über das kleine Geländer, welches das Gärtchen von dem Hofe trennte, geklettert und begann nach einer längeren Pause von Neuem seinen Lärm, eilte aber dann rasch auf sein Zimmer und kam, als Herr Scherr im ganzen Haus Lärm geschlagen hatte, aufs Aeußerste bestürzt herunter und versicherte, auch oben schreckliche Töne gehört zu haben. Bald aber stellte sich die Wahrheit heraus und hätte Herr Scherr einen Liebhaber zu seinem Zimmer gefunden, so würde er sicher dem Kitz aufgesagt haben, so aber fügte er sich.

Der Schreiber Kitz war das lustigste und aufgewecktеste Glied der Villa Scherr. Seine blauen Augen strahlten eine unverwüstliche Munterkeit, die langen, braunen Haare standen dem frischen, doch feinen Gesichte mit der etwas gebogenen Nase und dem spitzen Kinn gar gut. So klein er war, so voller Teufeleien steckte er. Aus einer sehr reichen Familie stammend, schien er die Wissenschaft von Grund aus studiren zu wollen und brachte deßhalb in jeder der unteren Klassen des Gymnasiums zwei Jahre zu, bis seinem Vater doch endlich diese hartnäckige Gründlichkeit allzugründlich wurde und er seinen Adolph zurücknahm. Da er Ein-

fluß bei der Regierung besaß, brachte er ihn als Schreiber auf der Receptur unter, damit er in dieser Laufbahn allmälig steige. Anfangs ging alles gut, denn Fähigkeiten besaß er in hohem Grad. Bald aber verfeindete er sich mit seinem zweiten Vorgesetzten, dem Secretär Lanz, und suchte diesen auf jede Weise zu ärgern.

Eines Tages kam Lanz, der den Abend vom Büreau weg in Gesellschaft gehen wollte, in großer Uniform, dem blauen Frack mit den gelben Knöpfen. Er legte sein Staatscostüm, nachdem er den Büreaurock angezogen, in ein Nebenzimmer, um es vor allem Staub zu bewahren. Dem Kitz, der sich, während dies geschah, eine Feder schnitt, kam der unglückliche Gedanke, seinem Vorgesetzten die Knöpfe an dem Staatsrock abzuschneiden, ein Gedanke, den er in einem geschickten Moment ebenso geschickt ausführte.

Es wurde Abend. Der arme Secretär zog im Halbdunkel, nichts ahnend, sein bisher wohlgehütetes Kleinod an und erschien mit diesem Wrack von einem Frack in Gesellschaft, wo er in Verzweiflung gerieth und völlig kopflos wurde, als man ihm staunend bedeutete, er sei knopflos. Der Kitz mußte wandern, oder vielmehr er kam selbst rasch um seinen Abschied ein.

Schon früher hatte er eine heftige Neigung zu einer schönen Schauspielerin gefaßt, hatte sich ihrem Manne genähert und die Leidenschaft zu der Künstlerin entschied seine Leidenschaft zur Kunst. Zum Schrecken der Familie

bestand er hartnäckig darauf, Schauspieler zu werden, der Vater enterbte ihn und gab ihm tausend Gulden, damit er in der ersten Zeit leben könne.

Kitz zog mit, stand auf dem Zettel in einer großen, alten Stadt am Rhein, verschwand aber an dem Tage, an welchem er als Bauer Kilian im Freischütz auftreten sollte. Im Rheinlande machte er noch die Hauptkirchweihen mit und kehrte im Spätherbst ohne Geld in die kleine Residenz zurück. Es gelang ihm, sich mit den Eltern auszusöhnen, und auch sein altes Logis suchte er wieder auf, wartete aber dazu den günstigsten Moment ab. Es war Metzelsuppenabend, alle saßen am Tisch, der dicke Hausherr im roth- und schwarzgestreiften Schlafrock stand vor seinem Stuhl, überschaute die Gesellschaft und sagte, während die Thüre, welche nach der Küche führte, nur halb zu war: „Gott sei's gedankt, daß der Kitz nicht da ist, für den allein wäre das Alles nicht genug, so aber —" — „Grüß Gott, Herr Scherr," rief eine frische, fröhliche Stimme und der leibhaftige Kitz stand vor uns. Der Hausherr warf im ersten Schreck den Stuhl um, sagte aber dann: „Ei willkomm, willkomm, Herr Kitz, wollen Sie Gastrollen geben, nun woher denn?" Kurz, zu meiner größten Freude und zur Erhöhung meines Appetits war der lustige Schreiber wieder da gastirte vortrefflich und quartierte sich wieder ein in sein altes Zimmer, das so lange leer gestanden. Tausend neue Sachen hatte er gelernt, tausend Kunst-

stücke machte er und war doch immer der Alte geblieben und hörte noch so gerne, wenn man ihn das Jandchen von Amsterdam nannte, oder wenn man auf ihn reimte: Der Kitz hat Witz.

Außer dem Kitz bewohnte noch die Villa ein Musikus und Mitglied des Theaterorchesters, dessen Instrument man nur hörte, wenn er Abends betrunken nach Hause kam und beim Hinaufsteigen der Treppe das Horn an die Wand stieß. Ferner der Kanzlist Simon mit seinen stechenden, blauen Augen, den weißblonden Haaren und dem blassen Gesichte; der Kanzlist Christ, der neben seinem Amte auf dem Kriminalgericht noch Vorstellungen an die Regierung machte und dessen Schnörkel, wenn er unterschrieb: „Hoher fürstlicher Landesregierung gehorsamster Supplikant" mich immer entzückte. Die Gebrüder Eidt waren als Verwandte des Herrn Scherr in zwei Betten und einem Zimmer einlogirt. Der Aelteste von ihnen schrieb auf der Domäne, dabei aber auch noch Gedichte aus älteren Dichtern ab, die ihm sein Bruder, der Buchhändlerlehrling, mitbrachte, und die er dann seinen Angebeteten zuschickte. Dabei kaufte er sich oft einen Strauß und schickte sich ihn von zarter Hand selbst zu, um in der Villa als Don Juan aus dem Heidenloch zu glänzen. Sein jüngster Bruder war schon zweimal in der untersten Klasse des Realgymnasiums sitzen geblieben und schwankte in der Wahl seines Berufes zwischen Militär und Koch. Auch einen Elementar-

lehrer beherbergte die Villa Scherr. Er lebte still und zurückgezogen und beschäftigte sich viel mit Ramler's Oden und Rabener's Satiren, bis er später sein ausgezeichnetes Talent zur Musik ausbilden konnte. Er war durch seinen Bruder, den Revisor Jung, das geliebteste und am meisten gehaßte Glied der Villa Scherr, in dem Hause untergebracht worden.

Geliebt wurde der junge, strebende, raschgestiegene Revisor von der noch unverheiratheten Tochter des Hauses, Louise, dem lustigen Schreiber Kitz und meiner Wenigkeit, gehaßt von allen Andern. Der Hornist, dem er oft, wenn dieser etwas allzu lange im Lumpaci Vagabundus gespielt und den Hausschlüssel vergessen hatte, die Thüre aufmachte, bewies weder Zuneigung noch Abneigung. Jung war im siebzehnten Jahre von einem kleinen Dorfe gekommen. Als Schreiber an der Rechnungskammer angenommen, hatte er sich in der Villa, die er nun schon acht Jahre bewohnte, eingemiethet. Durch die freundliche Offenheit seines Betragens, verbunden mit kindlicher Schüchternheit, hatte er bald die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten und aller deren, die ihn kennen lernten, auf sich gezogen. Dabei war er so ganz verschieden von dem, was man sich unter einem Dorfkinde dachte. Von mittlerer Größe fiel er auf durch die Blässe und Reinheit seiner Gesichtsfarbe, die schönen blauen Augen, das blonde Haar und vor Allem das ungemein regelmäßige Gesicht. Schon bald nach

seiner Ankunft hatte er den Neid der Bewohner der Villa erregt, den sein harmloser Freimuth nicht entwaffnen konnte. Nur die jüngere Tochter aus erster Ehe der Frau Scherr — die erstere war bereits an einen Buchhändler verheiratet — Louise Kirchner, nahm sich seiner an und da sie sechs Jahre älter war, stand sie dem jungen, unerfahrenen Manne rathend zur Seite. Dieser gewöhnte sich denn auch bald alle die kleinen, für ihn noch großen Leiden und Freuden seiner Laufbahn dem gescheidten Mädchen, das ihn aufmerksam anhörte, mitzutheilen. Es war ihm wohlthuend, Jemand zu wissen, dem er Abends sagte, was er am Tage fertig gebracht, was ihm mißlungen, was ihm glücklich gerathen war. Wie oft kam er nach Hause und freute sich, die Louise zu finden und ihr die Worte des Herrn Rechnungsrathes oder gar des Herrn Präsidenten wiederholen zu können. Sie spornte ihn dann von Neuem an und hielt ihn schadlos für die hämischen Bemerkungen der Andern, die zu ihrer eigenen Qual alltäglich unter dem Joche keuchten. Da er noch wenig Gehalt bekam, also nicht viel ausgeben konnte, blieb er, während alle Andern und der Herr des Hauses selbst ausgingen, Abends zu Hause und befand sich sehr wohl und glücklich dabei. Er blieb nicht in seinem Dachstübchen, sondern kam herunter in das Wohnzimmer, setzte sich zu der Frau Scherr und las nun, während diese gewöhnlich schon auf dem Sopha eine Schlafvorbereitung hielt, der Louise vor.

Mancher Winterabend war so hingegangen, manchen Sommerabend hatten sie zusammen in der Laube des kleinen Gärtchens gesessen. Die Louise hatte sich bisher so allein, so verlassen gefühlt. Bei ihrem starken, starren Geiste mußte sie bald die Erbärmlichkeit ihres Stiefvaters und der andern Glieder der Villa durchschauen und sie theils unbeachtungs-, theils verachtungswerth finden. Sie hatte mit äußerster Strenge und Genauigkeit ihre Pflicht gethan, näher war ihr Niemand gekommen; ihre Mutter, deren zweite Heirath sie mißbilligte, ebenso wenig, wie ihr Schwager, der zuerst um ihre Hand angehalten und sich dann grollend mit der der Schwester begnügte. Jetzt hatte sie einen Gegenstand für ihre Sorge gefunden und übertrug alle Liebe, die sie so lange in dem stolzen, scheinbar kalten Herzen verborgen gehalten, eine Fülle, einen Schatz von freudigem Wohlwollen und zärtlicher Freundschaft auf den jungen Menschen. Dieser vermochte nur dadurch zu danken, daß er das, was ihm auf seinem Wege Schönes und Frisches aufstieß, waren es Blumen oder Früchte, mitbrachte und ihr schenkte, und daß er oft ihre Hand nahm und sagte: Aber, liebe Louise, was sind Sie so gut! So verlebte sie die zwei schönsten, vielleicht die einzigen schönen Jahre ihres Lebens, die sie nicht vergessen konnte, an welche sich ihre Erinnerung heiß und krampfhaft anklammerte. Die gehässigen Scherze der andern Bewohner der Villa störten sie nicht; das Schelten und Toben ihres Stief-

vaters nahm sie schweigend hin. Sie that ihre Pflicht, kochte und half der Magd, wie gewöhnlich, Alles im Hause in Ordnung halten; aber was die Thätigkeit weiblicher Liebe zu leisten im Stande, konnte man an ihrem Schützling wahrnehmen. Nach seiner Einnahme der Aermste, erschien er im Hause durch das Einfache, Wohlgeordnete und Reinliche seiner Kleider, als der Erste.

Aber die Jahre vergehen und ich sollte dies ungetrübte Verhältniß der Beiden nicht mehr kennen lernen. Der arme Schreiber war aus dem Dachstübchen heruntergezogen in das größte und geräumigste Zimmer des Hauses, war zum Revisor ernannt worden und wurde bei jeder Gelegenheit ausgezeichnet. Er war mit seinen Collegen bekannt geworden und, eingeführt in viele Familien der kleinen Residenz, brachte er die Winterabende nicht mehr auf dem grünen Sopha in der wohlbekannten Stube, die Sommerabende nicht mehr in der schattigen Laube zu. Louise hatte anfangs gehofft, er würde bald wieder der Gesellschaft müde zu dem alten Leben zurückkehren. Sie hatte vergebens gehofft, gefordert, geweint und geklagt, die Zeiten hatten sich geändert. Zuerst schien ihr Stolz aufzuflammen, sie wollte sich zurückziehen, wieder ruhig und kalt sein; sie wollte, aber sie konnte nicht mehr. Als sie sah, daß dies nur einen freudigen Eindruck auf den jungen Mann machte, daß er ihr durch manches Wort, ja manche Aufmerksamkeit dafür zu danken schien, war ihr geheuchelter Stolz ge-

brochen, sie wurde mehr und mehr Sclavin ihrer Leidenschaft und verfiel auf das sicherste Mittel sich sein Herz zu entfremden, auf Klagen und Jammern. Sie konnte nun den Andern nicht mehr stolz und kalt gegenübertreten und wurde trotzig und starrsinnig und bald von dem ganzen Hause gehaßt und gequält; von der Mutter, die ihre Liebe auf ihr „gerathenes Kind" übertragen zu haben schien, nur wenig geschützt.

II.

Ich kam an einem Septembernachmittage gegen 1 Uhr in der kleinen Residenz an, eilte rasch meinem Gepäck voraus der Villa Scherr zu, durchschritt die Küche und fand in den beiden aneinanderstoßenden Zimmern fast die ganze Gesellschaft der Villa versammelt. Sie hatten von meiner bevorstehenden Ankunft gehört und unterhielten sich eben von mir, als ich die Thüre öffnete. Ich eilte auf den Hausherrn zu, der mich sehr gewachsen fand und meinte: es wäre aus mit dem „Richardchen", ich wäre ein gehöriger Richard geworden. Dann reichte ich Allen die Hand. „Nun," rief der lustige Kitz, „jetzt haben wir den Weinhändler, wo bleibt denn der Wein? Ich hoffe, daß Sie uns ein paar schön verpackte Flaschen mitgebracht haben und sich wieder auf würdige Weise als würdiges Glied in der höchst würdigen Villa einführen!" — Ich wollte eben antworten, als sich die Küchenthüre öffnete und Louise hereintrat. Ich eilte auf sie zu, küßte sie und sagte: „Sieh da, liebe Louise, ich freue mich recht herzlich, Sie zu sehen, aber um des Himmelswillen, waren Sie denn krank; Sie sehen so leidend aus, was fehlt Ihnen denn?" Louise antwortete nicht; aber an der höhnischen Miene des Kanzlisten Simon bemerkte ich, daß ich etwas Dummes

gesagt, und fuhr deßhalb in meinen theilnehmenden Fragen nicht fort.

Sie hatte sich so sehr verändert, die arme Louise. Ihr schönes, regelmäßiges Gesicht war mager und abgezehrt, und dadurch die großen blauen Augen etwas hervorstehend. Die kleinen, schön geformten Hände hatten durch die Arbeit gelitten. Sie trug dasselbe blaue Kleid, in dem ich sie so oft gesehen, aber es stand ihr nicht mehr wie früher, und doch hatte ich sie nicht gekannt in den Zeiten des Glückes und der Schönheit. Ich hatte früher nicht bemerkt, wie sie nach und nach hinwelkte; jetzt fiel es mir nach halbjähriger Abwesenheit doppelt auf. Um mich der peinlichen Verlegenheit zu entziehen, ging ich an eines der Fenster, durch das man in den Hof sah. Der Kanzlist Simon betrachtete mich scharf und sagte: „O weh der Schnurrbart, o weh der Schnurrbart!" und fügte, als ich ihn erstaunt ansah, hinzu: „Den können Sie getrost abschneiden, der wächst nicht mehr, nach dem Kuß, wo die mit ihren Lippen hinkommt, dorrt Alles!" — Die drei Gebrüder Eidt lachten laut und sahen abwechselnd die Louise und mich an, und es mußte ihr klar sein, daß man über sie gespottet, aber sie schwieg. Der Kitz lud mich ein, ihm in den Hof zu folgen, um zu sehen, wie Herr Scherr seine zwei Kinder aus dem Stall lasse und sich ihrer blühenden Gesundheit freue. Ich ging aber auf mein Dachstübchen, war rasch wieder eingebürgert und bald war Alles im alten Gleise.

So jung und unerfahren ich war, fühlte ich doch das Schreckliche in dem Zustand der armen Louise und sie that mir in der Seele leid. Die heftigste, blindeste, durch den Hohn der Andern doppelt angefachte Leidenschaft hatte ihr ganzes Sein erfaßt. Sie quälte sich und die Andern und hatte keine ruhige Stunde mehr. Des Morgens stand sie in aller Frühe auf bald nach der Magd und eilte hinunter in die Küche. Dort duldete sie nicht, daß diese nur irgend etwas anrührte, was dem Revisor Jung gehörte. Sie reinigte seine Kleider und bereitete ihm den Kaffee. Wenn er auf das Büreau ging, war sie gewiß da, um ihm den Schlüssel abzunehmen und dann sein Zimmer zu ordnen. Kam er nach Haus, so fand er Alles in bester Ordnung. Sie war glücklich, wenn sie nur ein Wort des Beifalls erhaschen konnte. Des Abends blieb der junge Angestellte lange aus. Wie oft war sie ermüdet von der Arbeit des Tages, wie oft schien der Schlaf gewaltsam ihrer Herr werden zu wollen. Sie widerstand den Qualen und Schmerzen, ihre Leidenschaft hielt sie wach und aufrecht. Wie oft saß sie in den kalten Novembertagen stundenlange hinter dem Ofen auf einem Stuhle, den Kopf wider die Wand gestützt und schien zu schlafen, überhörte aber nie das Knarren des Hofthors. Kam der Herr Scherr auch spät nach Haus, so vertrieb er sie aus dem Zimmer, wo sie, wie er sagte, unnöthig Holz und Licht verbrannte. Sie ging schweigend, um

sich auf den Stuhl, der in der Küche am Herde stand, niederzusetzen und dort kauerte sie stundenlange und ertrug die Kälte und kämpfte gegen die Müdigkeit und Erstarrung. Brach dann endlich ihr Körper zusammen und mußte sie tagelang das Bett hüten, so war ihre einzige Sorge, ob er sie gar nicht vermisse. Dabei versäumte sie am Sonntag Morgen keine Predigt und suchte mit Gewalt in der Religion Ruhe und Trost. Den Sonntag Nachmittag war gewöhnlich das ganze Haus leer. Die Männer machten einen Spaziergang in die Umgegend. Frau Scherr ging zu ihrer verheiratheten Tochter. Louise allein blieb zu Haus.

Da saß denn Louise mit den großen blauen Augen, den blonden Haaren und der schön gebauten, feinen, aber abgezehrten Gestalt am Fenster, das nach der Straße führte, und hatte das protestantische Gesangbuch in der Hand und las und las, aber sie schien sich keine Ruhe zu erlesen. Gegen Abend, wenn es zu dunkeln begann, machte sie gern mit mir einen Spaziergang und ich war manchmal mit auf dem Kirchhof. Dort suchte sie immer das Grab eines Mädchens auf, das ihr befreundet und als das einzige Kind in der Fremde, fern von den Eltern, gestorben war. Es stand auf einem Sandstein ein schwarzes Kreuzchen, auf dem mit Goldbuchstaben geschrieben war: „Wir haben dich ziehen lassen mit Weinen und Trauern, Gott aber wird dich uns wiedergeben mit Wonne und Freude ewiglich.“ Sie hat manche

Thräne am Grabe geweint, manchen Kranz darauf gelegt und gesagt: „Die da ruht, ist am besten aufgehoben!“ Des Abends, wenn ihre Mutter schlief und wir noch unten allein im Zimmer waren und auf dem grünen Sopha saßen und warteten, ich auf den Kitz, sie auf den Revisor Jung, mußte ich ihr oft vorlesen, und da war es denn Bürger, den sie über Alles liebte. „Das hohe Lied von der Einzigen“, das der große Dichter „in Geist und Herzen empfangen am Tage der Vermählung mit seiner Molly“, bewegte sie heftig, aber unvergeßlich bleibt mir der Eindruck, den die mit vollster, bewältigender Gluth der Leidenschaft geschriebene Elegie „Als Molly sich losreißen wollte“ auf sie machte. Wie genau kannte sie die Verse:

Denn wie soll, wie kann ich's zähmen,
Dieses hochempörte Herz?
Wie den letzten Trost ihm nehmen,
Auszuschreien seinen Schmerz?
Schreien, aus muß ich ihn schreien!
Herr, mein Gott, du wirst es mir,
Du auch, Molly, wirst verzeihen,
Denn zu furchtbar tobt er hier!
Ha! er tobet mit der Hölle,
Mit der ganzen Hölle Wuth!
Höchste Gluth ist seine Quelle
Und sein Ausstrom höchste Gluth!
Gott und Gottes Kreaturen
Ruf' ich laut zu Zeugen an:

Ob's von irdischen Naturen
Eine stumm verschmerzen kann.

— — — — — — — — — —

Denn, o Gott, in Christenlanden,
Auf der Erde weit und breit,
Ist ja kein Altar vorhanden,
Welcher unsre Liebe weiht!

— — — — — — — — —

Herr, mein Gott, wie soll es werden?
Herr, mein Gott, erleuchte mich!
Ist wohl irgend wo auf Erden
Rettung noch und Heil für mich!

So vergingen zwei Monate. Obgleich sie streng ihre Pflicht that, ward sie doch von Allen gehaßt. Der Herr Scherr konnte ihr nicht verzeihen, daß sie einige hundert Gulden geerbt und, da sie großjährig, ihm diese Summe nicht anvertraut hatte; auch haßte er ihren scharfen Verstand, mit dem sie seinen unedlen Charakter durchschaute. Die Andern fühlten sich Alle zurückgesetzt und waren sie auch jetzt schroff und hart, so waren sie nicht immer so gewesen, und das, was sie sich früher vergeben zu haben glaubten, suchten sie durch Spott und Hohn wieder gut zu machen. Der Revisor Jung fühlte sich am unglücklichsten; jede Bevorzugung war ihm eine Qual. Er zwang sich, freundlich zu sein, war aber nicht immer Herr seiner Erregungen und oft war er, da gute Worte nicht halfen, hart und rauh.

III.

An einem unfreundlichen Decemberabend wurde es mir unbehaglich auf meinem Dachstübchen; ich ging hinunter in das Wohnzimmer, wo ich Frau Scherr und Louise fand. Frau Scherr sprach über ihre verheirathete Tochter und erzählte, welch ein Jubel über den jungen Nachkommen in dem Hause ihres Schwiegersohnes herrsche. Während sie noch so sprachen, knarrte das schwere Thor und zwei junge Leute durchschritten singend und jubelnd die Durchfahrt; einer kam in die Küche, um den Schlüssel zu holen. Dann stürmten sie die Treppe hinauf und bald rief die Stimme des Revisor Jung: „Lisbeth, bringen Sie Licht und machen Sie Feuer an!" Louise, die das hörte, sprang schnell auf. „Wo willst du hin," rief Frau Scherr, „die Lisbeth hat gerufen bekommen, du nicht, bleib hier und laß sie gehen!" — „Die Lisbeth macht ihm nie Feuer an und soll es auch heut nicht thun!" erwiderte Louise. — „Du kannst nicht hinaufgehen, du verdirbst dir dein Kleid und dann ist Besuch da, es schickt sich nicht für dich, du mußt dich nicht so wegwerfen, deine Schwester hätte — —" — „Lisbeth, wo stecken Sie," rief wieder eine Stimme, „eilen Sie sich, es ist verwünscht kalt!" — „Die Lisbeth ist nicht da," antwortete Louise, die rasch durch die Küche an die Treppe

geeilt war, „ich werde gleich kommen!“ Rasch zündete sie ein Licht an, füllte ein Körbchen mit Spänen und eilte hinauf. Der Gesang verstummte, als sie ins Zimmer trat. Bald aber entstand ein anderer Aufruhr. Während sie an dem Ofen beschäftigt war, das Feuer anzuzünden, trat der Freund des jungen Mannes, welcher den Wein spürte, auf sie zu und sagte: „Ei, Fräulein Louise, das ist schön, daß Sie selbst kommen. Sie bemühen sich zu sehr, ich will Ihnen ein wenig helfen!“ Dabei beugte er sich nieder und suchte, indem er Späne in den Ofen stecken wollte, sie zu umfassen. Rasch sprang sie auf, schlug die Ofenthüre zu und griff nach der Thüre. Der junge Mann, der die Leidenschaft Louisens für seinen Freund sich und ihm schon oft auf seine Art erklärt hatte, sprang ebenfalls auf, stemmte seinen Körper gegen die Thüre, ergriff Louise bei der Hand und suchte sie an sich zu ziehen, indem er sagte: „Nun, nun, thun Sie nur nicht so gefährlich, es wird Ihnen nichts begegnen, bleiben Sie, ich lasse Sie nicht!“

„Mutter, Mutter!“ schrie das geängstigte Mädchen. Zugleich riß sie unterstützt durch Jung, der seinen Freund zurückzuhalten suchte, die Thüre auf, eilte die Treppe herunter und weinend mit den Worten ins Zimmer: „Das ist schändlich, das ist abscheulich, Mutter, sie achten mich nicht mehr, er achtet mich nicht mehr, er ließ Alles geschehen, ich bin so unglücklich, ich kann nicht mehr leben!“ Die Frau Scherr war erschreckt aufgestanden,

als ihre Tochter ins Zimmer stürzte und suchte eben genau zu erfahren, was vorgefallen und wer so roh gewesen, als Revisor Jung selbst eintrat. Er bat für sich und seinen Freund um Entschuldigung und sagte: „Was ist denn so Gefährliches geschehen, der Dörr spürt den Wein ein wenig, sonst hätt' er sich den Scherz nicht erlaubt.“ — „Ein schöner Scherz,“ sagte Louise, und Frau Scherr fiel ein: „Ich dulde die Zucht in meinem Haus nicht mehr. Das ist ein Singen und Schreien, man meint, es wäre eine Wirthschaft hier. Wenn der Herr Dörr lärmen will, so soll er's da thun, wo er bezahlt. Da findet er auch Mädchen, die sich das gefallen lassen. Er muß nicht glauben, es wären alle so, wie seine Schwester.“ — „Frau Scherr,“ fiel Jung ein, der wußte, wo hinaus die Bemerkung über die Schwester seines Freundes zielte, „Sie sollen bald der Zucht und dem Lärm überhoben sein. Ich bin ihn schon lang, sehr lang müd und kann selbst nicht begreifen, daß ich so schwach und nachgiebig war und dem nicht rasch ein Ende gemacht habe. Ich habe Ihre Tochter nicht zum Feuermachen bestellt, ich habe ihr schon oft gesagt, daß sie sich nicht so bemühen soll. Jetzt bitte ich einmal für allemal, daß, wenn ich Lisbeth rufe, auch die Lisbeth kommt. Ich habe mich jetzt genug quälen lassen.“

Ich war während des Auftritts in das anstoßende Zimmer gegangen und hörte, wie Jung die Thüre zuschlug und hinaufging. Eben wollte ich wieder den alten

Platz und die Wärme des Ofens suchen, als sich Frau Scherr zu ihrer Tochter wandte: „Er soll gehen, je eher je lieber, morgen noch, heut noch. Mit ihm ist das Unglück ins Haus gekommen, wenn er nur ewig auf seinem Bauernort geblieben wär'. So Einer kennt gar keine Grenze des Hochmuths, wenn er es einmal zu etwas gebracht hat. Alles Unglück kommt von ihm!"

„Ehe er da war, waren wir aber recht glücklich!" fiel Louise ein. — „Schweig, schweig, Louise, an dir habe ich gar nichts mehr. Du bist mein Kind nicht mehr. Du hast kein Gefühl für mich, sorgst immer nur für den, der dich nicht einmal zu seiner Schuhputzerin will. Läufst ihm nach, wie ein Hund. Schäm' dich, Louise. Du bringst deine Mutter unter die Erde, aber daran liegt dir nichts. Das ist dir einerlei, wenn du nur für den übermüthigen Bauernjungen sorgen kannst. Da nähst du und stickst zu Weihnachten und ich habe schon so lange ein Paar Pantoffeln nöthig; das stört dich nicht. Du bist zum Gespött der ganzen Nachbarschaft. Dein Schwager und deine Schwester hören fortwährend Geschichten von dir und müssen sich deiner schämen. Ja, spring nur auf und sieh mich so an, als wenn du mich schlagen wolltest, das fehlt auch noch. Ich will Gott danken, wenn der Mensch aus dem Haus ist!" Louise war aufgestanden und hatte das Zimmer verlassen. Ich machte mich auch fort und suchte ganz unglücklich auf meinem Stübchen Trost.

Erst als ich zum Essen gerufen wurde, ging ich wieder hinunter. Herr Scherr fehlte, es wurde auch nicht gewartet, weil er oft im Wirthshaus zu Nacht aß. Am Tisch herrschte Schweigen. Nach dem Essen setzte sich Louise auf einen Stuhl hinter dem Ofen, Frau Scherr und ich blieben auf dem Sopha. Es war noch zu früh, um mich zu legen, und doch war ich müde. Ich ging in das andere Zimmer, um dort ungestört den Kopf auf das Sopha legen zu können. Die Kälte ließ mich nicht einschlafen und ich hörte, wie gegen neun Uhr der Herr Scherr ins Zimmer trat und seine Frau anfuhr: „Warum brennen denn wieder so viel Lichter? Hier eins, zwei in der Küche, in der kein Mensch ist!" — „Die Lisbeth wird sich's angesteckt haben, um in den Keller zu gehen," erwiederte Frau Scherr.

„Ja, ja, die Lisbeth; die muß Alles gethan haben; wozu ist denn die Fräulein Tochter da, um sich an den Ofen zu setzen und darüber nachzudenken, wie sie die Leute ärgern kann. Mein Schlafrock —!" Louise stand auf, brachte ihm den roth- und schwarzgestreiften Schlafrock. Herr Scherr fuhr, indem er ihn anzog, fort: „Das ist eine Wirthschaft, geh' in die Küche und blas' die Lichter aus, hörst du, oder soll etwa zu Ehren der Jungfer Braut illuminirt werden; hast du dich wohl heute Abend beim Feueranmachen verlobt? Das sind schöne Geschichten. Pfui Schande! nirgends hat man Ruhe; am öffentlichen Wirthstisch kommt der Simon

uud erzählt solche Sachen. Ich erlebe noch, daß sie dich auf die Polizei bringen und daß du mir vorgeführt wirst. Das sage ich dir, hüte dich, hüte dich!" So sprach Herr Scherr, im Zimmer auf- und abgehend. Unterdessen kam die Lisbeth, fragte, wer die Lichter ausgeblasen habe, und zündete das eine wieder an.

Frau Scherr sagte: „Das wird Alles aufhören, morgen am Tag sage ich ihm auf und dem giftigen Simon auch. Ich will Ruh' in meinem Haus, ich habe mich nicht gequält, um meine alten Tage zu verjammern."

Herr Scherr, der während dieser Worte immer rascher auf und abgegangen war und rascher geschnupft hatte, stand plötzlich am Sopha stille und sagte oder schrie vielmehr: „Was — morgen am Tag aufkündigen dem Jung und dem Simon, dein Haus, dein Haus!"

Ich stand auf und näherte mich, von dem Tone erschreckt, der Thüre. „Schrei nicht so," rief Frau Scherr, „wem ist denn das Haus, wer ist denn der Herr hier, was hast du denn gehabt?" — „Dein Haus — was ich gehabt habe?" schrie Herr Scherr noch lauter; „ich will dir zeigen, was ich gehabt habe?" Er beugte sich über das Sopha und wollte schlagen, als Louise blitzschnell aufsprang, sich über ihre Mutter warf, sie mit der linken Hand umfaßte, ihm die rechte Hand entgegenhielt und rief: „Schlagen Sie die Mutter nicht, rühren Sie die Mutter nicht an, oder beim allmächtigen Gott, ich schreie

um Hilfe. Ja, ich komme vor das Polizeigericht, aber Sie werden angeklagt sein. Lassen Sie meinen Arm gehen, Lisbeth, Richard, Richard, ist denn gar Niemand hier!"

Entsetzt hatte ich an der Thüre gestanden und diese erschreckliche Scene mit angesehen; erst als ich meinen Namen hörte, kam ich zu mir und rief weinend: „Herr Scherr, was wollen Sie thun? Ich bleibe nicht mehr länger im Haus; ich schreibe dem Vater, das ist zu schrecklich!"

Herr Scherr sah sich bestürzt um, betrachtete mich und suchte vergeblich nach Worten, wandte sich dann nach der weinenden Louise und sagte: „Willst du aufhören zu schreien; man meint, es solle dir ans Leben gehen; gib mir ein Licht, mach' das Bett zurecht und sieh zu, daß ich dich nicht mehr Abends nach zehn in der Küche finde." Nach diesen Worten ging er in das Schlafzimmer. Ich zündete mein Lämpchen an und stieg hinauf. Als ich oben war, hörte ich, daß der Lehrer sang, während er sich auszog, so daß das Lied oft unterbrochen wurde. Aber wunderbar feierlich erschallte, wunderbar feierlich stimmte der Gesang. Ich hörte lange zu, dann legte ich mich, suchte aber vergebens, griechische Verse noch einmal aufzusagen. Die Töne des Liedes umhallten mich noch im Traume und als ich am andern Morgen erwachte, den Kopf aus der Decke streckte, die Kälte im Zimmerlein spürte und auf dem Stundenplan las: 8 bis

9 Religion, 9 bis 10 griechisches Exercitium, 10 bis 11 Geometrie und 11 bis 12 Livius, da wurde es mir ganz wehmüthig. Ich erhob mich, warf dem warmen Bett einen Scheidegruß zu und sang nun selbst unwillkürlich, aber feierlich:

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden, ja scheiden.
Wie wohl doch nichts im Lauf der Welt
Dem Herzen, ach! so sauer fällt,
Als Scheiden, ja Scheiden.
Nur mußt du mich auch recht versteh'n,
Wenn Freunde aus einander geh'n,
So sagen sie auf Wiederseh'n, ja Wiederseh'n.

IV.

So peinigend und schrecklich mir die Scene des vergangenen Abends war, so hatte ich sie doch bald in echt jugendlichem Sinne vergessen. Am andern Tag war ich wieder, obgleich ein gehöriger Richard, Herrn Scherrs Richardchen und er stellte sich sogar, als habe er überhört, wie ich nach Aussage des Kitz den Gebrüdern Eidt zu ihrem höchsten Ergötzen erzählte, daß der Kanzlist an vergangenem Tage an der Wirthstafel die Karte verlangt, alle Speisen gemustert und heruntergelesen und zuletzt wie gewöhnlich eine halbe Portion geröstete Kartoffeln verlangt habe. Er war während seiner Erzählung ins Zimmer gekommen, nahm aber keine Notiz davon und verschluckte sogar das Gelächter, das der kleinste der Dreizahl, der noch immer zwischen Soldat und Koch schwankte, angeschlagen hatte. Im Hause schien der Friede wieder hergestellt. Frau Scherr hatte sich wahrscheinlich über ihre Rechte in ihrem Hause besser belehren lassen und Louise litt und schwieg wie immer. November und December gingen wie die andern Monate vorüber; nur zu Weihnachten schien sich ein neuer Kampf zu entspinnen. Louise schien für den Revisor Jung Weihnachtsgeschenke gearbeitet zu haben, welche dieser gar nicht oder mindestens nur zum Theil

annehmen zu können erklärte. Wahrscheinlich fügte er sich auf die dringendsten Bitten der Frau Scherr und suchte durch ein Gegengeschenk von Werth und somit ohne Werth die Sache wieder gut zu machen. Der junge Revisor entfremdete sich dem Hause mehr und mehr. Abends blieb er nie, Mittags fehlte er oft. Der Herr Simon und die Andern versäumten nicht in Gegenwart der Louise darauf aufmerksam zu machen und zu bemerken: Jung bekäme es einmal gut, er habe jetzt schon Alles in dem Hause seines zukünftigen Schwiegervaters, wie werde das erst sein, wenn er verheirathet wäre. Dabei wandten sie sich oft an Louise selbst und fragten: „Haben Sie denn noch gar nichts davon gehört, das ist doch zu merkwürdig; die ganze Stadt weiß es. Fragen Sie einmal Ihre Freundin, die Kathinka Schleicher." Wenn Louise auf solche Fragen nicht antwortete, war es zur stehenden Redensart geworden, daß sie im Winter nicht gut höre, ein Fehler, der sich im Sommer heben würde. Der Simon meinte: sie wäre eine der merkwürdigsten Personen, die ihm je vorgekommen; sie erlauschte Alles, was in Haus und Stadt geschehe, nur die Wörter Franziska Hagen, Braut, Hochzeit mit Revisor Jung in Verbindung gebracht, höre sie nicht, könne sie, wenn man sie ihr geschrieben zeige, nicht aussprechen, kurz für die sei sie vollkommen taubstumm. So kam die schöne Fastnachtzeit mit ihren Masken und Festlichkeiten heran. Jedes Glied der Villa war von Frau

Scherr eingeladen, sich am Abend zu einem feierlichen Essen von Backwerk einzufinden. Alle waren da mit Ausnahme des Revisor Jung, seines Bruders, des Hausherrn selbst und des Hornisten. Der Kitz stand eben im Begriff einige Kartenkunststücke zu machen, als sich ein gewaltiger Lärm erhob, mehrere Personen die Treppe hinaufliefen und die Lisbeth fast athemlos hereinkam und rief: „Frau Scherr, Frau Scherr, was Masken, was Masken!“ — „Masken,“ schrie der lustige Kitz, „in der Villa Masken? das ist himmlisch, das muß eine artige Gesellschaft sein!“ Dabei machte er die Thüre auf, stürmte durch die Küche an die Treppe und horchte. Die oben schienen sich zu berathen, sie hatten mehrmals an der Thüre des Revisor Jung geklopft, er war aber nicht zu Haus. Eine Pause in ihrer Berathung benutzte der lustige Kitz und fing an ganz vortrefflich aus Don Juan zu singen:

Schöne Masken, schöne Masken. Pst, pst!

Dann ließ er das Menuett folgen. Ein lautes Gelächter erschallte und Kitz begann seinen Gesang von den schönen Masken von Neuem. Diese setzten sich in Bewegung und kamen die Treppe herunter. Der lustige Kitz pflanzte sich im Gang vor der Küchenthüre auf, gab der Lisbeth, welche mit dem Lämpchen in der Hand mitten in der Thüre Posto gefaßt hatte und den Weg versperrte, einen Stoß, daß sie wider den Küchenschrank segelte, und sang weiter:

Nur näher, immer näher, mein Herr läd' Sie zu Gast!
Nur näher, immer näher, mein Herr läd' Sie zu Gast!

und als diese nun wirklich durch die Küche gegangen waren und an der geöffneten Wohnstubenthüre zögernd standen, sprang er rasch vor, deutete mit der einen Hand auf die erstaunte Frau Scherr, winkte mit der andern und sang:

Nur näher, immer näher, Frau Scherr läd' Sie zu Gast!
Nur näher, immer näher, Frau Scherr läd' Sie zu Gast!

Die Masken, acht an der Zahl, füllten das Zimmer vollständig. Der Kitz sprang herum, als wenn er vom Teufel besessen wäre, gab mir einen mit vieler Taktik geführten Stoß in die Seite und sang:

Leporello, he, Champagner, Chocolade!

Dabei nahm er das Backwerk und reichte es zum Schrecken der Frau Scherr den Masken hin. Unterdessen hatten sich die männlichen Glieder der Villa erhoben, ihre Stühle angeboten und ihre Complimente und Galanterien zu stottern begonnen. Die Masken blieben stumm. Vor allen hielt sich eine im Hintergrund; das Gesicht war verhüllt, die Gestalt und das Kostüm durch einen langen Mantel ebenfalls. Der lustige Kitz aber vermuthete unter der Hülle viel Schönheit, denn er hatte gar reiches, blondes Haar entdeckt. Er schlich sich heran und nahm ihr rasch und mit geschickter Hand den Mantel ab. Ein reizendes Bauernmädchen stand vor ihm, so daß er selbst

überrascht und erstaunt ausrief: „Zerline!?“ — aber der Masetto war nicht fern und bei ihm suchte sie Schutz. Bald war der Mantel über der schönen Gestalt und vergeblich sang der Don Juan Kitz zur Zerline von dem Händchen und dem Leben und dem „reich' mir die Hand“; vergeblich sang er: „Aber, mein lieber Masetto!“ es half nichts. Die Masken, welche sich nicht recht wohl im Zimmer gefühlt hatten, entfernten sich stumm wie sie gekommen. Der Kitz begleitete sie, kam dann zurück und sagte: „Jetzt möchte ich doch wissen, wer das gewesen?“ — „Sie waren ein schlechter Don Juan, Sie haben einen schlimmen Eindruck auf die Zerline gemacht,“ sagte der Aelteste der Gebrüder Eidt. — „Richtig,“ erwiderte Kitz, „jetzt weiß ich's, das war eine von Ihren Verehrerinnen, eine von denen, welche Ihnen die schönen Sträuße zuschicken, eine von denen, die in der Carosse zur Stadt kommen und den höheren Milchkarren gleich selbst kutschiren, so eine veredelte Milchmamsell — Sie Oberdomänenabschreibergehilfe Don Juan aus dem Heidenloch!“

Alle lachten, denn es wurde nicht mit Unrecht behauptet, er habe seine Gnade der Milchverkäuferin zugewendet.

Der Kanzlist Simon, der sich bisher ziemlich ruhig verhalten, sagte plötzlich, die kleinen Augen auf die Louise richtend: „Was die Franziska Hagen einen schönen weißen Hals hat!“ — „Wer?“ riefen wir fast einstimmig.

„Die Franziska Hagen", erwiderte Simon." — „Wie so?" fragte Kitz. — „Hast du denn die nicht erkannt mit deinem berühmten Scharfblick; die sogenannte Zerline war die Franziska Hagen, die drei andern Frauenmasken ihre Schwester und zwei Freundinnen, die vier Herrenmasken der Bruder und Freunde. Die wollten ihren künftigen Verwandten, den Herrn Gemahl, den Herrn Schwager, den Herrn Vetter ꝛc. besuchen und überraschen."

„Donnerwetter," schrie der Kitz, „ich Dummkopf, das hätt' ich merken sollen. Wahrhaftig, das war das Fränzchen, hab' ich noch vorgestern mit ihr gesprochen und erkenne sie heute nicht, die wird mich auslachen." — „Sie wird sich hüten es zu sagen, wenn sie es war, aber sie war es nicht," meinte Louise, welche durch die Erklärung Simon's furchtbar beunruhigt wurde. — „Wer war es sicher nicht?" fragte dieser. — „Die, welche Sie genannt haben," erwiederte Louise. — „Die Franziska Hagen," fuhr Simon fort, „man meint, Sie könnten den Namen nicht aussprechen; warum soll sie es denn nicht gewesen sein; warum ist Alles falsch, was ich sage?" — „Weil die Mutter und der Vater es nie zugeben, daß ihre Tochter einen Herrn besucht, und weil sie selbst, sie mag sonst sein wie sie will, das nicht thut." — „So ist es denn etwas so Fürchterliches, in Gesellschaft des Bruders und der Schwester den Bräutigam zu besuchen?" — „Bräutigam? er ist nicht ihr Bräutigam!" — „Nicht ihr Bräutigam? hat er sich vielleicht im Heidenloch verlobt? Er

wird sich hüten. Lisbeth, Lisbeth! Es ist schade, daß die nicht da ist, sonst würde ich sie einmal fragen, wen der Herr Revisor Jung heirathet, die weiß es!" — „Die Milchdonna auch, nicht wahr, Herr Domänenrath?" fiel Kitz ein, der Mitleid fühlte und das Gespräch ablenken wollte.

„Warum," fuhr Simon fort, „warum soll sie es nicht thun, zumal wenn Sie sagen, daß sie sonst sein mag wie sie will. Ich kenne Leute, die gehen zu Herren aufs Zimmer ohne Bruder und Schwester und ohne gewünscht zu sein. Da wird man sich doch freuen, wenn die kommt."

Unglücklicherweise war Frau Scherr, die gewiß dem Gespräch hier ein Ende gemacht haben würde, ins andere Zimmer gegangen. Louise fühlte den Stich, das Blut schoß ihr noch mehr in den schon leidenden Kopf. Sie mußte darüber schweigen; ihre Lippen zuckten als sie sagte: „Die Maske hatte eine ganz andere Gestalt, war viel größer." — „Viel größer, meinte Simon, „das glaube ich, der Mantel machte sie viel größer. Als der Mantel weg war, war sie nicht größer. Uebrigens machen Sie es, wie Sie wollen. Glauben Sie es nicht, um so größer, freudiger wird Ihre Ueberraschung zu Ostern sein. Es thut mir leid, daß ich die gestört habe." Dabei ging er nach der Küchenthüre. — „Ich glaube es auch nicht!" rief ich rasch. — Simon wandte sich noch einmal, sah mich an und sagte: „Kennen Sie sie

denn?" — „Nein!" antworte ich unbefangen. — „So! dann gehen Sie fort, legen Sie sich ins Bett und decken Sie sich fest zu, das ist klüger! — Gute Nacht!" war die Antwort, die ich ihm nie vergessen konnte. Als er weg war, hatte die arme Louise noch viele Gründe: der Herr Jung wäre doch sicher zu Haus geblieben, man würde ihm einen Wink gegeben haben, oder er befände sich, wenn er verlobt, an dem heutigen Tage in dem Hause des Schwiegervaters. So aber wisse sie, daß er aufs Land zu Verwandten gegangen sei. Alle diese Sophistereien brachten ihr krankes Herz nicht zur Ruhe; sie kämpfte vergebens gegen die feste Ueberzeugung, welche wir Alle hatten und die sie trotz der Scheingründe theilte. Sie erwartete den, der ihr allein Wahrheit und Lebenskraft geben konnte. Sie war außer sich, als sie in sein Zimmer eintrat, ruhig, als sie es verließ. Er hatte von der Nothwendigkeit gesprochen, ausziehen zu müssen; er hatte sie „Schwester" genannt. Mit diesem Wort der Freundschaft war die Ruhe des Todes in ihr Herz eingezogen.

V.

Den andern Tag lag sie an furchtbaren Kopfschmerzen darnieder, und als sie wieder erschien, war sie kalt und ruhig und suchte die Gegenwart des Revisors Jung zu vermeiden. Dieser, darüber erfreut, zögerte denn auch nicht, das auszuführen, was ihm schon so lange entsetzliche Unruhe verursacht hatte.

An einem Februarmorgen gab er der Lisbeth einen Brief für den Herrn Scherr und ging mit mir das Heidenloch hinunter, worüber ich mich höchlichst wunderte, denn sonst pflegte er immer eine Stunde später zu gehen. Am Mittag wanderte ich rasch wieder meinen Weg zurück.

Obgleich es Samstag war und ich allen Grund hatte, munter zu sein, so wurde doch meine Freude gehemmt, mein Schritt aber beschleunigt durch das abscheuliche Wetter.

Einige Tage vorher war es schön und warm gewesen und die erste Frühlingsahnung war über die Bewohner der Stadt gekommen. Bald aber hatte sich der kalte schneidende Nordost eingestellt und wehte zumal an diesem Tage mit furchtbarer Heftigkeit. Der Himmel war farblos und trüb und der Wind pfiff und jagte Sandkörner auf in den öden Straßen, die Jeder so viel als möglich mied. Ich suchte rasch nach Haus zu

kommen und sah vor der Villa den kleinen Eidt, der trotz der Kälte sich herumtummelte und, sobald er mich bemerkte, auf mich zu rannte und sich endlich seiner wichtigen Neuigkeit entledigte: „Der Herr Revisor Jung hat aufgesagt. Es ist ein schrecklicher Lärm im Haus, geh' nur einmal rasch hinein. Es ist noch gar nichts gekocht!“ Ich bemerkte auch alsbald, daß Alles im Hause verstört war. Die Lisbeth sagte mir nicht guten Tag, als ich durch die Küche ging; die Frau Scherr war zu ihrer verheiratheten Tochter, Louise auf ihrem Zimmer. Ich fragte die Lisbeth, was vorgefallen, und diese sagte endlich: „Das ist eine schreckliche Zucht in dem Haus, ich bin froh, wenn meine Zeit herum ist, der Herr Revisor hat aufgesagt.“ — Nach und nach kamen die Bewohner der Villa.

Herr Scherr kam selbst, aber das Essen war nicht fertig. Von allen Seiten, aus allen Zimmern rief man die Lisbeth, sie solle das Essen bringen und die antwortete, daß sie nicht hexen könne. Die hungrigen Schreiber kamen nun in das Wohnzimmer und dort ging der Lärm und das Klagen an. Vor Allen führte der Simon das Wort. „Bezahlen wir denn nicht, Herr Scherr,“ sagte er, „sind wir da, damit Alle gegen Einen zurückgesetzt werden. Ich bleibe nicht länger wohnen. Das ist unausstehlich. Er bekommt das Essen zuerst, bekommt es am besten, von dem Fräulein selbst aufgetragen und wir Andern bekommen es spät und kalt und

müssen warten, bis seine Excellenz der Herr Revisor gespeist haben, und zum Schluß zieht er aus. Ich glaube, es machen es ihm Viele bald nach!" — „Das steht bei Ihnen," erwiederte Herr Scherr schäumend vor Wuth, „Sie machen mich auch nicht glücklich und nicht reich, gehen Sie, wann Sie wollen." — „Das werde ich thun," erwiederte Simon, dessen fahles, blasses Gesicht sich röthete, „und werde sagen, wie es hier zugeht, was das für eine noble Wirthschaft ist!" Herr Scherr hörte die letzten Worte nicht, er war in die Küche gegangen und rief mit lauter Stimme: „Louise! Louise!" Diese hatte sich unterdessen zum Revisor Jung geschlichen und hatte ihn flehentlich, fußfällig gebeten: er möge nicht ausziehen, er möge sie nicht dem Hohn und Spott, der Verzweiflung preisgeben; sie wolle sich fern, ganz fern von ihm halten, sie wolle ihn nie mehr belästigen. Sie habe gar keine Hoffnung, werde nie mehr solche nähren, aber er möge dableiben. Dieser war aufs tiefste erschüttert, aber er dachte an den Hohn und Spott seiner Freunde und Bekannten, denen er erzählt hatte, daß er endlich ihren Aufforderungen und seinem eigenen Wunsche nachgegeben habe. Er versprach, recht oft zu kommen und sie zu besuchen. Sie erinnerte ihn an die Vergangenheit, aber vergeblich. Er hielt es für eine Nothwendigkeit und Pflicht, ausziehen zu müssen. Sie hatte zum letztenmale bitterlich geweint und folgte nun ihrem Stiefvater, der ihr schon lange gerufen. Sie durch-

schritten das Wohnzimmer und Herr Scherr schloß die Thüre der daranstoßenden Stube ab. Louise hatte Niemand angesehen und der Kanzlist Simon hatte sein höhnisches Lächeln vergeblich angenommen. Jetzt sagte er: „Nun wird sie doch von ihrer Narrheit gründlich kurirt sein. Das hätte ein schönes Brautpaar gegeben; er hätte ebenso gut seine Tante heirathen können. Ein paar tausend Gulden im Vermögen, die rasch fort sind, und sie selbst als ewige Knochenzugabe.“

Indem er in dieser Weise fortsprach, wurde er im Laufe seiner Rede durch die Donnerstimme des Herrn Scherr gehemmt. Schon mehrmals hatte man ihn gehört und jetzt schrie er: „Willst du antworten, ich will dir deinen harten Kopf brechen, willst du antworten!“ Eine Pause folgte, ich stand wie niedergeschmettert, der brave Kitz sprang an die Thüre, rasselte am Schloß und rief: „Herr Scherr, Ihre Frau ist da, das Essen ist fertig, es wird nach Fräulein Louise gefragt.“ Herr Scherr öffnete, auf diese Weise gestört, die Thüre, indem er sagte: „Heute Abend sprechen wir weiter darüber!“ Louise kam leichenblaß aus dem Zimmer, aber sie weinte nicht, sie ging in die Küche.

Nach dem Essen leerte sich bald die Villa, auch Herr Scherr ging weg. Frau Scherr fragte die Lisbeth nach ihrer Tochter und diese sagte: daß sie über Kopfweh geklagt habe und auf ihr Zimmer gegangen sei, indem sie ihr aufgetragen, ihre Mutter möge nur ausgehen,

sie würde gleich wieder herunterkommen, und so geschah es. Frau Scherr; die auf Anrathen ihres Schwiegersohnes ihrer Tochter das Wort nicht gönnte, um sie durch diese Strenge sicher zu bessern, ging aus. Louise eilte wieder auf ihr Zimmer und kam bald herunter. „Wollen Sie bei dem schrecklichen Wetter ausgehen, liebe Louise, bleiben Sie hier. Ich gehe heute nicht zum Turnen. Es ist zu schneidend kalt." — „Ich mache nur einen Besuch," antwortete sie; „hast du schon deinen Kaffee, Richard?" — „Ich habe ihn eben getrunken!" erwiederte ich. Damit verließ sie das Zimmer. Ich konnte nicht begreifen, daß sie ihren alten, abgetragenen Mantel angezogen; ich dachte mir, daß er wärmer wie der andere, und beruhigte mich. Da ich ganz allein im Hause war, sparte ich dem Herrn Scherr das Holz und setzte mich in das Wohnzimmer. Nach Verlauf einer Stunde hörte ich den Revisor Jung, der nach Frau Scherr fragte, und als ihm die Lisbeth gesagt, daß sie bei ihrer Tochter sei, mit seinem Bruder das Haus wieder verließ. Nach und nach wurde es dunkel. Die Lisbeth kam herein und sagte: sie habe von Fräulein Louise einen Auftrag erhalten, ich möge ein wenig aufs Haus Acht geben. Ich sagte ja und sie ging. Der Wind pfiff durch die Wohnung; es war so öde auf der Straße und wurde nach und nach so dunkel, daß ich mich ängstigte. Endlich kam die Lisbeth wieder. Ich wunderte mich, daß Frau Scherr und

Louise noch nicht zurück, ließ mir ein Licht anstecken und harrte sehnsüchtig auf das erste menschliche Geschöpf, das mich aus der Einsamkeit ziehen würde. Es war schon sieben Uhr und noch war Niemand da, als der kleine Eidt. Ich fragte die Lisbeth, ob einer der Herren auf seinem Zimmer. „Ja," sagte sie, „der Lehrer, und ich glaube, der Herr Revisor ist auch bei ihm." Ich tappte die dunkle Treppe hinauf, klopfte an der Thüre im ersten Stock, erhielt aber keine Antwort. Dann ging ich weiter nach dem Dachstübchen. Alles war ruhig, nur der Wind erschreckte mich wieder. Ich ging über den Gang und kam mit der Hand an den Schlüssel, der in der Stubenthüre des Lehrers steckte. Ich öffnete, ohne zu klopfen, und fand mich zu meinem Erstaunen in einem dunkeln Zimmer. Bald aber merkte ich, daß Feuer im Oefchen brannte und daß vor demselben Jemand saß. „Wer ist da," fragte der Revisor, öffnete die Ofenthüre und die Steinkohlengluth fiel auf zwei leichenblasse Gesichter, die ich wohl kannte, die mich aber furchtbar erschreckten. Nie werde ich den Anblick vergessen. Gebeugt, den Kopf auf die Hand gestützt, saßen die beiden Brüder vor dem kleinen Ofen und schienen meinen Schreck zu theilen, denn sie sprachen kein Wort und starrten mich an. Endlich sagte ich: „Wissen Sie vielleicht, wohin die Louise ist. Es kommt gar Niemand nach Haus, die Frau Scherr auch nicht." — „Ich weiß es nicht," sagte der Revisor, ohne ein Wort hinzuzufügen. Ich

verabschiedete mich und wanderte wieder hinunter. Als ich an die Küchenthüre kam, knarrte das schwere Hofthor und der Schreiber auf der Domäne kam: „Endlich Jemand!“ rief ich.—„Weißt du es denn schon, die Louise hat sich ertränkt!“ erwiederte er. — „Die Louise — ertränkt!“ schrie ich entsetzt, „wo denn?“ — „Eine Stunde von hier im Rhein,“ war die Antwort. Ich war unfähig zu sprechen. Zu meinem furchtbaren Schmerz sollte sich bald Alles bestätigen. Sie hatte auf ihrem Zimmerlein, auf dem man das geöffnete Gesangbuch fand, ihre besten Kleider geordnet, in einen Pack gethan, das Geld und ihre Papiere mit eingeschlossen. Das Päckchen hatte sie der Lisbeth gegeben mit dem Auftrag: es den Abend, wenn sie um fünf Uhr noch nicht zurückgekehrt wäre, ihrer Schwester für den kleinen Wilhelm zu bringen, was diese auch gethan. Dann war sie in ihrem dünnsten und schlechtesten Kleide und dem alten Mantel durch die Stadt gegangen und auf der Chaussee nach dem kleinen, der Residenz benachbarten Städtchen am Rhein, war sie dem Revisor Jung und einem seiner Freunde begegnet. Diese hatten versucht, einen Spaziergang zu machen, aber der furchtbare, schneidend kalte Wind hatte sie zurückgetrieben. Erstaunt fragte er die Louise, wo sie hin wolle. Diese sagte ruhig: sie habe einen Auftrag und würde den Abend mit der Bahn zurückkommen. Er bat sie, umzukehren, da der Wind zu rauh. Sie ließ sich nicht halten.

Jung ging einige Schritte weiter und wandte sich um, da sah er, wie Louise auch still stand und sich nach der Stadt zurückkehrte. Anstatt zu ihr zu eilen, verloren die beiden jungen Leute den Kopf und suchten Herrn und Frau Scherr auf. Das Schrecklichste wurde vermuthet. Sie fuhren in einem Wagen nach und kamen zur rechten Zeit, um zu sehen, wie die arme Unglückliche aus dem Wasser gezogen wurde. Sie hatte in der schneidenden Kälte den weiten Weg zurückgelegt, war am Rhein angekommen und hatte ohne zu zögern und sich durch die dort beschäftigten Arbeiter abhalten zu lassen, den Mantel abgeworfen und sich von einer Schanze in die wogenden, eisigen Fluten des Rheins gestürzt. Sie wurde einen Moment von dem Wasser getragen. Schiffer brachten sie noch warm ans Land, aber der Schlag hatte sie getödtet; alle Belebungsversuche waren vergeblich. Der Revisor Jung fuhr nach der Stadt zurück. Der Schmerz der Frau Scherr war grenzenlos: Herr Scherr, der jedes Aufsehen fürchtete, suchte sie zu beruhigen und war die Zuvorkommenheit selbst. Drei Tage darauf aber fügte er, am Mittagstisch um die näheren Umstände befragt, seiner Erzählung hinzu: „Ich hätte nicht gedacht, daß sie noch so viel Fleisch auf ihrem Körperchen haben würde!"

So endete die arme, unglückliche Louise. Ich aber schrieb acht Tage darauf in das Büchlein, das ich als Notizbuch von der Mutter geschenkt bekommen hatte:

„Am 27. Februar 1850 stürzte sich während eines furchtbaren Sturmes Louise Kirchner aus Liebe zu Revisor Jung in den Rhein.“ So oft ich später an der Stelle vorbei fuhr, mochte es heller Tag sein oder dunkeln, schauerte ich und fühlte mich unruhig. — Dort, wo die Matrosen beschäftigt sind, das Schiff zu ankern, ist die Stelle, an welcher das Unglück geschah, und ich fühle mich heiter und glücklich. Der Abend ist so zauberhaft schön und du bist bei mir, meine liebe gute Therese. Lass' mir deine Hand! Sieh, wie dort noch die scheidende Sonne das Taunusgebirge vergoldet, während hier schon der ruhige Mondstrahl eine Brücke über das zitternde Wasser bildet. Der kleine Delphin fährt langsam und es wird wohl noch lange dauern, bevor wir in Rüdesheim landen. Aber was thut es! Ich bin so glücklich, so glücklich und möchte fahren fort und fort in die Nacht, in die Ewigkeit hinein, und du, meine Therese?

Viertes Kapitel.

Der Westwind.

Eine Erzählung.

I.

Es gibt nichts Schöneres und Reizenderes als einen milden Märzabend. Schon im Februar haben die Tage angefangen wärmer zu werden, aber es ist eine Wärme, der man nicht trauen kann; der Wind weht aus Osten, die Nächte sind kalt. Da wendet sich der Wind nach Westen und Süden und aus fernen Ländern, von fernen Meeren kommt der erste belebende Frühlingsgruß. Zwar ist der Himmel nicht klar, nicht mit Sternen übersäet, aber man vermißt sie nicht die schönen, goldenen Sterne, denn der warme Wind, welcher die Wolken am Himmel jagt, er bläst und schürt in der Brust das Feuer der Sehnsucht und Hoffnung, das so lange, lange geschlummert, zur lodernden Flamme an. Einzelne Tropfen fallen warm und erquickend aus den dunklen Wolken auf die Erde und man ahnt wie bald, vielleicht in einer Nacht, Alles treiben und junges Grün hervorsprossen wird und

das, was langsam und allmälig auf der Erde vorsich gehen soll, das ahnt der Mensch mit einemmal, das treibt ihm der Westwind an den entzückten und verwirrten Augen vorüber und zugleich fühlt er das ungestüme tobende Blut. Alle Hoffnungen von Liebe, Freundschaft, Ruhm und Wanderlust, die während des Winters beinahe erstarrt waren, die blühen nun rasch und üppig auf. Vergessen sind Kummer und Sorgen, vergessen selbst körperliche Leiden und Schmerzen; der Westwind kündet den Frühling und da

„muß sich Alles, Alles wenden!"

Wohl kann ein Maienfrost die Blüthen in einer Nacht knicken, wohl kann sie die Dürre des Sommers vernichten, aber daran denkt der Mensch an dem milden Märzabende nicht. Hoffnungsvoll schaut er hinauf zum Himmel, an dem die schwarzen Wolken jagen, durch deren Risse hier und da auf Augenblicke ein Stern schimmert, hoffnungsvoll stürmt er dem Westwinde entgegen, damit dieser die Gluth, die er angefacht, wieder kühle. Ohnmächtig ist von nun der Winter, der Frühling kommt und

„es muß sich Alles, Alles wenden!"

An einem solchen milden Märzabende erwartete Richard auf dem freien Platze vor dem Theater auf- und abgehend seinen Freund Wilhelm. Beide waren in der Oper gewesen und hatten Mozart's Don Juan gehört.

Wilhelm begleitete mehrere Damen nach Haus und Richard suchte sich die Zeit bestmöglichst zu vertreiben, indem er nach dem Himmel auffsah und Melodien aus der herrlichen Oper summte. Bald kam sein Freund zurück, nahm seinen Arm und sagte:

„So habe ich denn für lange ihnen zum letztenmale den Cavalier gemacht und zum letztenmale auf deutschem Boden den Don Juan gehört. In dem Kohlendampf und Nebel von Bradford wird es aus sein mit der Musik."

„Mindestens wird dir der Don Juan dort etwas englisch-spanisch vorkommen, oder man wird dich in der Fabrikstadt ganz damit verschonen, Wilhelm", erwiederte sein Freund; „doch hoffe ich, du kommst selbst als Cavalier, als gemachter, gesicherter Mann wieder, und dann werden wir einmal mit ruhigem Gemüthe diese ewigste Musik der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft an uns vorüberrauschen lassen."

Nach diesen Worten schwiegen Beide und gingen durch die ziemlich stillen Straßen dem Maine zu. Wilhelm und Richard waren Landsleute und hatten, obgleich der Erstere einige Jahre älter, ihre Studien zusammen vollendet. Da die Eltern der Beiden gestorben, hatten sie sich, frühe verwaist, doppelt eng aneinander angeschlossen. Nach beendigten Studien und in Wiesbaden bestandenem Examen stellten sie sich der Regierung zur Verfügung; aber die Zahl der Candidaten war in dem kleinen Lande viel größer, als die Zahl der zu ver-

gebenden Stellen. Wilhelm, dem keine Hilfsmittel zu Gebote standen, sah sich genöthigt, eine Hauslehrerstelle anzunehmen, die er jedoch nach einem Jahre wieder aufgab, um in Frankfurt als Privatlehrer Unterricht zu ertheilen. Dort hatte er viele junge Engländer unterrichtet, und da er zugleich vortrefflicher Musiker und ausgezeichneter Sänger war, von mehreren Familien einen sehr ehrenvollen Ruf nach Bradford erhalten. Richard, dem seine braven, thätigen Eltern ein nicht unbedeutendes Vermögen hinterlassen hatten, schied aus dem Staatsdienst, in dem er freilich gar keine Aussicht hatte, da ihm die Regierung nicht einmal einen Platz auf der untersten Sprosse der Staatsleiter anweisen konnte, und wurde Advocat. Obschon er auf der Universität die Jurisprudenz nicht vernachlässigt, fühlte er doch mehr Neigung zu den freien Künsten und begann zum Schrecken und Grauen der Verwandten und Bekannten zu schriftstellern, zog sich in sein Vaterstädtchen Rüdesheim zurück und machte von da Reisen nach Paris, Süd-Frankreich, der Schweiz und Nord-Italien. Von einer längeren Reise zurückgekehrt, hatte er den letzten Winter in Rüdesheim zugebracht und war nun nach Frankfurt gekommen, um die Tage vor der Abreise mit seinem Freunde zu verleben. Die jungen Leute standen still, als sie am Untermain-Quai ankamen, betroffen von der Schönheit des Abends. Der Main durch Regengüsse angeschwollen, rauschte durch die Nacht hin und schien

gegen den Westwind zürnend anzukämpfen. Die ruhige, fahle Beleuchtung, welche die Gasflammen auf die weiße Häuserreihe der reichen Kaufmannsstadt warfen, stand in schroffem Gegensatze zu dem grellen Lichte, das bisweilen durch die getheilten Wolken hervorbrach. Die Lampen der Mainbrücke warfen einen langen hellen Schein auf die dunkeln Wogen des Flusses. An dem Ufer herrschte Todtenstille.

„Das ist ein heiliger, ahnungsvoller Abend, Richard," sagte Wilhelm nach langem Schweigen, „ich bin glücklich, daß wir den noch zusammen genießen. Er wird unvergeßlich in meiner Erinnerung sein. Wir harmoniren mit der Natur, für uns beginnt auch ein neues Leben, für dich ein schönes, für mich ein mühevolles, das aber, der Himmel wolle es, nicht resultatlos sein wird."

„Sprich nicht so," entgegnete Richard, „ich bitte dich, sprich nicht so!"

„Warum nicht, Richard, ich theile vollständig die Freude mit dir, wie du es redlich mit mir gethan hast, ich mache mir keine Illusionen und lasse Liebe und Haß in Deutschland zurück. Meine Träume und Wünsche haben sich nicht gestalten wollen. Ich werde arbeiten, unermüdlich arbeiten, aber wozu, um am Ende genießen zu können, wenn ich keine Zähne mehr zum Genießen habe. Und doch, denke ich an mein vergangenes Leben, an die Mühe mit der ich mich durchgeschlagen habe, so muß ich zufrieden sein. Warf mich auch manchmal das

Schicksal wieder zurück, im Ganzen ging es voran. Sieh, Richard! der Gedanke regt mich auf. Ich möchte dort sein, um anfangen zu können; das Gefühl eines neuen beginnenden Lebens hat etwas Beseligendes. Das deine ist so schön im Blühen. Hüte dich, Richard, daß du es nicht muthwillig zerstörst. Du hast dir schon manchen Altar im Herzen aufgebaut und eine Zeit lang andächtig geopfert, alle sind wieder eingefallen, alle hast du selbst frevelnd untergraben. Ich möchte Rudolphine vor dem Abschiede noch einmal sprechen; ich fürchte — —"

„Fürchte Alles, Wilhelm, Alles, nur das nicht," unterbrach Richard leidenschaftlich seinen Freund. „Hier ist von keinem Untergraben die Rede, kann nicht die Rede sein. Das fühlte ich, als ich Rudolphinen zum Erstenmale an mein Herz drückte, als meine glühenden, brennenden Lippen die ihrigen suchten und fanden und sie weinend an meinem Halse hing. Emilie war vorausgegangen durch das verfallene Thor in den inneren Burghof. Wir folgten langsam. Unwillkürlich faßte ich ihre Hand, zog sie an mich, — Wilhelm und du weißt es ja! In einem Momente habe ich alle Seligkeit, alles Glück geahnt und die Ahnung, die in jenem heiligen Augenblick meine Brust durchzitterte, hat mich nicht getäuscht, sie hat sich schön und glänzend bewahrheitet. Ich habe die gefunden, die ich so lange und mit ungestümer Sehnsucht vergebens gesucht. Du glaubst nicht, wie beseligend es ist, ein so einfach kindliches Herz,

verbunden mit stolzem, ruhigem, klarem Sinn in solch reizend schlanker Hülle zu besitzen; die edelste Form als Ausdruck einer hohen Seele. Ich wußte damals, daß sie von nun an mein, unwiderruflich mein war; ich wußte, daß die Leidenschaft sie ganz erfaßt hatte. Sie grübelte zu Haus nicht nach über ihre Gefühle, brachte sie nicht vor den Spiegel, blätterte nicht in Ottiliens Tagebuch, verglich sich nicht mit Natalie, Lotte, Aurelie, oder irgend einer andern schönen Seele. Die Liebe war ihr Nothwendigkeit. Wilhelm — das ist ein großer Vorzug, sie hat Ottiliens Tagebuch nicht gelesen und führt selbst keines. Die herrlichste Bildungsfähigkeit ist da, aber keine Spur von Verbildung; ich selbst werde der Bildner sein. Alles, was ich ihr zum Lesen anrathe, erfaßt sie tief und mächtig. So habe ich sie damals geahnt, so später gefunden. Darum ist mir die Erinnerung an die erste Umarmung so heilig. Ich gehe nicht ohne Schauer an dem Orte vorbei, wo der Hollunderbusch blühte und Epheu sich frisch und keck um das verfallene Burgthor rankte. Stundenlang kann ich auf Ehrenfels sein in dem innern Burghofe, stundenlang die Pracht des Rheines, der sich rauschend und schäumend durch das Gebirge bricht, die Berge nah und fern, das reizende, fruchtbare Thal der Nahemündung entbehren. Trete ich dann freilich auf den Balkon und schaue alle diese üppig wechselnde, lachende Herrlichkeit, dann fühle ich mich doppelt gehoben und beseligt und gelobe mir

heilig, keinen Schatten zu werfen auf das Bild, das mir in diesen Reizen als das reizendste entgegen trat, mich seitdem auf allen Wegen begleitete, meinem kranken, unzufriedenen Gemüth neue Thatkraft gab und auf mein ganzes Leben einen Widerschein jenes Rheinzaubers warf."

„Das ist schön, gut und nothwendig für dein Heil, Richard," erwiederte sein Freund. „Du hast dich selbst gefunden. Dein Schweifen und Streifen muß ein Ende nehmen. Wirf dich mit aller Macht auf die Jurisprudenz. Bei den öffentlichen Gerichtsverhandlungen ist dir Gelegenheit gegeben, dich auszuzeichnen. Betrachte das Schriftstellern als Nebensache; doch benutze deine Fähigkeiten, um dir in Wiesbaden in der Gesellschaft eine Stellung zu erobern. Der alte Hofrath muß seine Einwilligung geben; der Unterschied des Vermögens ist nicht einmal sehr groß und er hat sein Kind zu lieb, als daß er es unglücklich machen könnte."

„Sie hassen mich tödtlich," sagte Richard, „vorzüglich die Mutter. Durch sie wird Rudolphinens Vater, der gut und wohlwollend ist, gelenkt. Sie ist eine kalte, stolze, herzlose Frau; ich habe ihr nie geschmeichelt, mich ihr nie zu nähern gesucht, das verzeiht sie mir nicht. Auch jetzt ist es mir noch unmöglich. Ich habe sie oft in Gesellschaft getroffen; wir grüßen uns, hassen uns und sprechen kein Wort zusammen. Emilie und Rudolphine sind dem Vater nachgeschlagen. Und doch bin ich überzeugt" — fuhr Richard nach einer Pause fort —

„sie hat mich nicht immer als einen Verschwender, einen Literaten, eine Mischung von Frivolität und Anmaßung verachtet. Mindestens hat sie den ausschweifenden Literaten seiner Zeit heranzuziehen gesucht. Als ich in Bonn doctorirte und im Blättlein mich als Advocaten der Gegenwart und Zukunft angekündigt hatte, erhielt ich durch einen gerade anwesenden Vetter, mit dem ich studirt, eine Einladung zu einer Parthie nach Asmannshausen, die ich annahm, aber nicht zur Zufriedenheit der hohen Dame mitmachte. Rudolphine war damals noch in Südfrankreich in dem Institut und mit Emilie stand ich schon, du weißt wie!"

„Wird Emilie noch lange in Dresden bleiben?" fragte Wilhelm.

„Nein," antwortete Richard, „die Eltern holen sie den Sommer ab und Rudolphine wird sie begleiten. Bis zum Juli sind sie Alle wieder da. Mir graut vor der Zeit."

„Warum," sagte Wilhelm, „Emilie ist edel, hochherzig und aufopfernd, ihr werdet eine Stütze an ihr haben."

Richard schwieg und die beiden Freunde gingen einige Minuten ruhig neben einander; endlich begann Wilhelm:

„Richard, ich glaube du bist nicht ganz offenherzig gewesen, du hast dir mehr vorzuwerfen, als du eingestanden; deine Schuld gegen die ältere Schwester ist größer, als du mir gesagt. Du hast Furcht, fürchtest für dich und die jüngere."

Richard antwortete: „Ich liebe Emilie wie ein Bruder die Schwester und wünsche ihr alles Heil. Wenn sie glaubte, meine Neigung wäre mehr als das, so täuschten wir uns, so täuschte sie sich vor Allem. Ich habe dir die Hauptsache erzählt. Als Rudolphine, die ich, wie du weißt, in Südfrankreich schon aufgesucht hatte, aus dem Institut zurückkam und nun Aller Aufmerksamkeit auf sich zog und mich gleich ganz fesselte, wurde sie traurig und schweigend. Ich begleitete die beiden Schwestern auf ihren Morgen- und Abendspaziergängen in die Berge, welche der Arzt Emilien angerathen hatte. Es ereignete sich die Scene auf Ehrenfels. Rudolphiue gestand der älteren Schwester Alles, diese fiel ihr um den Hals und küßte sie weinend. Drei Wochen darauf war die Abreise nach Dresden, gegen die sie sich früher immer gesträubt hatte, festgesetzt und der Onkel wurde davon benachrichtigt, daß sein Wunsch, die Nichte bei sich zu sehen, bald erfüllt würde. Sie reiste ab und ich erhielt als Antwort auf einen kurzen, freundlich heiteren Brief, ein Billet, in dem sie mich beschwor: die Freude ihres Herzens, meine und ihre Rudolphine recht glücklich zu machen. Sie ist leidend und verträgt das Klima in Dresden schlecht. In einigen Monaten wird sie wieder am Rhein sein. Ich werde Rudolphinen mehr sprechen können, aber ihre Gegenwart ist mir drückend, ich freue mich kaum darauf."

„Ahnt Rudolphine nichts?" fragte Wilhelm.

„Sie ist ein zu kluges, verständiges Mädchen, als daß sie nicht ahnen sollte," sagte Richard, „doch hat sie nie ein Wort erwähnt oder geschrieben, so daß ich selbst manchmal im Zweifel bin."

Die beiden Freunde standen still und schauten zum Himmel empor. Das Gewölk war zerklüftet, der Westwind wehte nur schwach, das Wogen des Maines hatte sich gelegt.

„Wir wollen langsam zurückgehen," sagte Wilhelm, „der linde Regen schadet uns nicht. Ich bedauere von Herzen, daß ich nicht mehr den Frühling in Frankfurt sehen kann. Er hat hier einen unglaublichen Reiz, der Wald bei dem Forsthause und Niederrad, die Kastanienalleen, die Anlagen, vor Allem das Meer von Kirschblüten auf dem Röderberg, wird mir unvergeßlich sein in der Erinnerung. Bei euch am Rhein ist durch die Weinberge noch Alles kahl, wenn es hier rings um die Stadt duftet und blüht."

„Bei uns sind August und September die Wonnemonate," erwiederte Richard.

„Ihr müßt ja bei eueren Spaziergängen," fuhr Wilhelm fort, „für das ganze Städtchen öffentlich mündlich geworden sein. Hat denn die Frau Hofrath nie den geringsten Argwohn geschöpft?"

„Sie ist, glaube ich, die Einzige, die es nicht weiß. Seit Emilie fort ist, zeigt sie sich weniger mißtrauisch. Dann sind ihre Beziehungen nur gesellschaftlicher, zu Niemand freundschaftlicher Art, so kommt es,

daß sie nicht leicht etwas erfährt; das ganze Haus ist der jungen Herrin blind zugethan und man überträgt das Wohlwollen von ihr auf mich. Auf unsern früheren Spaziergängen kam ich gewöhnlich an der Burg oder an dem schwarzen Kreuz zu ihnen. Seit Emiliens Abreise haben die Spaziergänge aufgehört und ich hatte oft viel Mühe, Rudolphinen zu sehen und zu sprechen, doch bin ich, wie du weißt, ein alter Practicus und die Liebe macht erfinderisch, die Leidenschaft wagt Alles."

„Das muß enden, Richard," unterbrach Wilhelm seinen Freund; „du reibst dich auf, zerstörst deine Gesundheit. Ich bin erschrocken, als ich dich heute Morgen sah, du warst sonst immer so frisch und kräftig, wenn du vom Rhein kamst."

„Es muß enden, Wilhelm, das spüre ich selbst; ich verzehre mich und doch bin ich so glücklich, so unendlich glücklich gegen früher. Ich hätte nie geglaubt, daß mein Blut noch so toben könnte, mein Herz einer solchen Leidenschaft noch fähig wäre. Ich glaubte mich ausgebrannt, als ich Rudolphinen wiedersah und nun das neue, ungestüme Leben begann. Ich habe meinen Leichtsinn abgelegt. Alles, was mir heilig war, erscheint mir wieder glänzend und leuchtend. Mein Sinn ist angeregt, mein Geist in ständiger Thätigkeit. Ich bin oft recht unglücklich — aber nie mehr so ruhig, kalt, traurig und mißmuthig. Wenn ich am Fenster vorbeigehe und sehe den schönen, regelmäßigen Statuenkopf, mit

den ernsten, klugen und blauen Augen, dem reichen, braunen Haare, sehe die reizende Gestalt und muß nun vorübergehen, als wären alle diese Reize nicht mein, für das ganze Leben mein, muß kalt und theilnahmlos grüßen, wie der erste beste, der des Weges kommt, dann, Wilhelm, möchte ich verzweifeln und mein Schmerz ist grenzenlos, aber einen Augenblick ihre Hand auf meiner Stirne und ich bin ruhig und zufrieden wie ein Kind. Wen habe ich denn auf Erden, an den ich mich anklammern sollte, sie und dich, Wilhelm. Sie ist mein Morgen- und Abendstern, mein Trost in jedem Leid, meine Hoffnung, mein ausschließlicher Gedanke. Ich wäre verloren gegangen ohne sie, die Zerstreuungen hätten mich zu Grunde gerichtet, durch Rudolphine habe ich mich wiedergefunden. Alles Schöne möchte ich von ihr empfangen, bei Allem, was meinem Herzen wohlthut, vermisse ich sie, such' ich sie mit den Augen. Bei den ersten Strahlen der Frühlingssonne, denen das Herz entgegen jauchzte und von denen das Auge sich gerne blenden ließ, war es mir ganz unbegreiflich, daß sie nicht an meiner Seite ging. Heute Abend im Theater meinte ich, sie müßte da sein und mit mir diesen Melodien lauschen. Ich ahne und hoffe Gutes, Wilhelm, die düsteren Stunden des Winters sind alle vergessen, verweht von dem Westwind. Der ist wieder da und nun muß sich Alles, Alles wenden." — — — —

Wilhelm ging liebevoll auf die Stimmung seines Freundes ein und dieser nahm wieder aus dem eigenen Liebesfrühling die frischesten, zauberhaftesten Farben, um auch dem Freunde die Kohlendämpfe von Bradford und seine Zukunft von der rosigsten Seite zu zeigen. Sie schwärmten in der ersten Frühlingsnacht und gelobten sich heilig und feierlich, was auch die Zukunft bringen möge, als Brüder zu theilen, so Leid als Freude. Als sie zu Hause ankamen, sagte Richard, indem er an dem Bücherbrett des Freundes vorüberging: „Ich bin abergläubisch, Wilhelm, ich will für unsern Abend ein Motto suchen, aufs Gerathewohl aufschlagen, hast du den Göthe da?"

„Hier ist eine Gedichtesammlung," sagte dieser.

„Seltsam," meinte Richard, nachdem er das Buch aufgeschlagen und las seinem Freunde die letzte Strophe des wunderbar schönen Gedichtes von Eduard Möricke vor.

Die Wolke seh' ich wandeln und den Fluß,
Es dringt der Sonne gold'ner Kuß
Mir tief bis ins Geblüt hinein;
Die Augen, wunderbar berauschet,
Thun, als schliefen sie ein,
Nur noch das Ohr dem Ton der Biene lauschet.
Ich denke dies und denke das,
Ich sehne mich und weiß nicht recht, nach was:
Halb ist es Lust, halb ist es Klage;

Mein Herz, o sage:
Was webst du für Erinnerung
In goldengrüner Zweige Dämmerung?
— — Alte unnennbare Tage!

II.

2. Mai.

Das Schicksal verfolgt uns grausam, Alles scheint sich zu unserm Leid verschworen zu haben. Es ist 10 Uhr, soll ich noch länger am offenen Fenster stehen und auf meinen Richard warten, der nicht kommt. Ist es mir nicht einmal vergönnt, dir gute Nacht zu wünschen? Ich halte es nicht länger aus, ich bin krank, Richard, recht krank. Die höchste Aufregung wechselt in diesen Tagen mit der größten Abspannung. Ich bin unglücklicher als je und doch bist du hier und ich sehe dich öfters, aber du beachtest mich nicht, du grollst mir. Dein Gesicht ist immer ernst und heute noch, als wir dir begegneten, ward mir nicht einmal ein freundlicher Blick. Dreimal ging ich an dem Hause deiner Tante vorbei, betrachtete mir ein Fenster nach dem andern, doch alle waren leer und während der Zeit wandelst du auf der Chaussee ganz allein. Du verlangst, ich solle hier bleiben, meine Eltern nicht nach Dresden begleiten; Richard, weißt du, was du forderst? Kannst du es für möglich halten, daß ich das nur durchzusetzen versuche? Quäle mich nicht, Richard, ich habe es nicht um dich

verdient. Schlafe wohl und sanft; glaube, liebe, hoffe und zweifle nie an deiner

Rudolphine.

Wann wirst du diese Blätter bekommen, wann werde ich alle deine Zweifel heben und in deinen Armen, an deinem Herzen glücklich sein können?

---

4. Mai.

Freund, heißgeliebter Freund, du strafst mich furchtbar. Zwei Tage vorüber und ich habe dich nicht gesehen, nichts von dir gehört. Was habe ich denn verschuldet, was hat dein armes Kind verbrochen? Ueberall suche ich dich, meine Augen schweifen, aber du kommst nicht, du gönnst deiner Rudolphine keinen Gruß. Das kann nicht mehr fortdauern, Vater und Mutter bestürmen mich mit Fragen; ich kann meine Thränen nicht verbergen und soll mich freuen auf die Reise. Du bist doch nicht krank, Richard; ich habe die Marie gefragt, sie hat dich gesehen, als sie eine Bestellung ausrichtete. Du hast ihr kein Wort gesagt, keinen Gruß an mich aufgetragen. Ach ich bin so unglücklich, so verlassen. Sorge für dein Kind, Richard, das ohne deine Sorge nicht leben kann, sorge für deine

Rudolphine.

---

6. Mai.

Täusche dich nicht mehr, Richard, täusche mich nicht mehr. Ich habe deinen Brief gelesen und ihn in Gedanken mit den andern verglichen. O Richard, ich hatte das geahnt, und jetzt wird es mir zur Gewißheit. Allein du hast Recht; ich weiß ja, durch mich warst du nie glücklich; ich konnte dir keinen Frieden, keine Ruhe geben, wie kann ich verlangen, daß du mit Freuden an mich schreibst, daß deine Briefe dir keine Ueberwindung kosten. Ich verlange nichts mehr, ich will nichts mehr, lasse mich ruhig reisen, vergiß ganz die, welche dich so oft unglücklich gemacht. Ich trage vielleicht auch einen großen Theil der Schuld, doch auf deine ungestüm befehlende Bitte, hier zu bleiben, die Eltern allein reisen zu lassen, darauf kann ich nicht antworten. Allein nur keinen Vorwurf, nein, ich will keinen; ich will dein Glück, deine Ruhe, deinen Frieden und darum ist dies mein letzter Brief. Verkenne mich und dich selbst nicht; prüfe dich und gestehe dir, für mich schlägt dein Herz nicht mehr warm. Ich bin dir dankbar für deine Wahrheit, obschon sie meine seligsten, Tag und Nacht gehegten, Träume vernichtet. Sei du recht glücklich und vor allem werde ruhig; entschlage dich aller Gedanken an Eine, die dir nur Unruhe schuf. Suche mich nicht auf, schreibe

mir nicht, in einigen Tagen muß ich reisen. Dann will ich mich sammeln und ruhiger an den Rhein kommen und dir Emilie entgegen führen, die ja, wie du schreibst, in Allem ganz anders thun würde, wie ich. Lasse mir Zeit, nur recht lange Zeit, denn ich bin zuweilen schwach, und in allen Kämpfen bin ich die Besiegte. Sprich mir dann nichts mehr von früher, nicht wahr: Alles sei vergeben und vergessen. Ich kann dann im Glücke Anderer vielleicht wieder aufleben. Ach, wie freue ich mich, Emilien zu sehen, an ihrem Herzen will ich mich ausweinen. Sie hat mich so unendlich gern und wird mich gut verstehen. Schreibe mir nicht mehr, Richard, laß das arme Kind, das wird weinen und trauern und dann wieder ruhig sein. O, es will dein Glück, das ihm über Alles geht. Du hast mich einstmals geachtet, ich hoffe, deine Achtung bleibt mir, die kannst du mir nicht nehmen, nein, das darf, das muß nicht sein. Ich werde Emilien nicht mehr schreiben, weiß ich doch kaum, ob sie meinen letzten Brief nur verstanden hat. Werde glücklich, so glücklich, wie es dir mein Herz nur wünschen kann; werdet Alle glücklich, Alle! Dann ehret auch meinen Schmerz und lasset der Einsamen die Thränen. Lebe wohl, mein lieber Richard, zum letztenmal. Schreibe mir nicht mehr, suche mich nicht auf, verzeihe und sei glücklich. Lebewohl! und sei tausendmal gegrüßt von deiner Rudolphine.

12. Mai.

Dank, heißen Dank, meine Rudolphine, für deinen zweiten Brief; Alles sei vergeben und vergessen; ich wußte, du konntest mir nicht lange zürnen, mich nicht lange so ganz verkennen. Du willst noch vor deiner Abreise in meinen Augen lesen, ob ich dir verzeihe. Ach, mache, daß wir uns bald an irgend einem Asyl treffen können und dann lies recht, recht lange, meine Rudolphine. Ich will dich nur halten, fest an meiner Brust und meine brennenden Lippen sollen dir sagen, wie leidenschaftlich ich dich liebe. Nie habe ich mich so auf den Sommer gefreut. Ende Juli bist du wieder von Dresden zurück und dann wollen wir zusammen in der Natur den Concerten lauschen; das ist frischer, blühender, lachender, ewiger als Alles, was du in jenen Städten hören kannst. Wie furchtbar gedrückt war ich in den letzten Tagen, dein Brief war die beste und süßeste Arznei für das alte, böse, garstige Leiden der Schwermuth. Was du mir nicht Alles bist: Sehnsucht, Stolz, Hoffnung und nun gar noch Arznei. Das schreibe dem Zauberbalsam deiner Lippen zu, durch den mein krankes Herz so rasch gesundet. Kehre bald zurück, mein Leben, und dann sollen sie uns erfreuen, diese leuchtenden

Sterne, die überall so freundlich und mild ins beklommene Herz scheinen, am Rheine aber doppelt strahlend und erfreuend sind; kehre bald zurück, mein freundlicher Morgen- und Abendstern, meine liebe, heißgeliebte Rudolphine. Wie oft bin ich des Abends in meinem dunkeln Zimmer allein und finde, beschäftigt mit dem, was mein Herz ausfüllt, nirgends Ruhe. Ich möchte bei dir sein, dich in meinen Armen halten, und dir, wie wird es dir zu Muthe bei dem Gedanken, daß bald eine Zeit kommen muß, wo uns keine Stunde mehr trennt; ich wünsche sie herbei, diese Zeit, heiß, fieberhaft heiß, und meine ruhige Rudolphine? Nicht wahr, auch dein Blut stürmt nach dem Herzen bei diesem Gedanken, hast du ihn oft, — immer? Das sage mir, ich bitte. Du wirst sie kaum lesen können, diese Zeilen; mein Blut ist rasch und mein Geist fluthet dahin. Könnte ich nur vor dir knien, zu dir aufschauen, deine Hand auf meine Stirne legen, ich wäre glücklich und ruhig.

---

1. Juli.

Du hast Recht, Wilhelm, das Leben hier muß enden; ich habe dir nicht geschrieben, bis ich den ersten Schritt zu einer wirklich thätigen Thätigkeit gethan. Ich sehe ein, daß meine zerstreuten und zerstreuenden Beschäftigungen zu nichts führen. Ich kehre Anfangs August nach Wiesbaden zurück und seit vierzehn Tagen fülle ich meine Zeit mit juridischen Arbeiten aus. Nur gegen Abend beginne ich meine Streifzüge durch die Gegend und entdecke manchen Platz, der zu dem Zauber, welcher über alle Gefilde des gesegneten Gaues ausgebreitet ist, noch den Reiz der Heimlichkeit hat; die große Menge kennt ihn nicht, der Führer geht mit dem Fremden vorüber. Dahin werde ich Rudolphine und Emilie geleiten, denn du mußt mir erlauben, daß ich den Juli noch hier zubringe und an besondern Festtagen wiederkomme, du ahnst, welchen Tag im September ich meine. Ich halte es für eine große Begünstigung des Glückes, hier geboren zu sein, und möchte, ich gestehe es frei, auf dem Kirchhofe des Städtchens neben meinem Bruder begraben werden. Oft frage ich mich, ob es möglich, denen, welche den herrlichen Gau nicht kennen, durch Schilderung einen Begriff davon zu geben, und dann wünsche

ich mir die Feder einer George Sand. Mit welch ewigem Grün hat sie die Dürre ihrer Heimath überkleidet, wie manchen Wanderer abgelockt von der Straße zu ihrem geliebten Thal. Sie hat mit den Blicken der liebevollsten Anhänglichkeit ihr Heimathland betrachtet und Alles blühte und lebte auf. Hier ist das dankbare Auge nicht nöthig; die Reize sind überwältigend und es gewährt einen hohen Genuß, die Feder niederlegen und sich sagen zu können: einige Schritte und du bist inmitten der Gegend, welche die Natur vor allen andern mit Frühlingslaune ausstattete.

---

24. Juli.

Acht Tage ungetrübten Glückes sind vorüber, wie Wenige mögen dies von sich sagen können. Die Vergangenheit diente dazu, den Reiz der Gegenwart zu erhöhen, und diese gab Muth und Hoffnung für die Zukunft. Ich glaubte nach den Briefen Rudolphinens, sie würden erst zehn oder zwölf Tage später eintreffen, und wurde am 16. freudig überrascht, als ich hörte, sie seien am verflossenen Abende mit dem kleinen Delphin angekommen. Du kannst dir meine Unruhe denken. Der Onkel konnte gar nicht begreifen, was für ein Geist auf einmal wieder über mich gekommen; die gute Tante aber suchte mit weiblichem Scharfblick den Geist in der schönen, richtigen Hülle. Ich zog alsbald aus meinem kleinen, freundlichen Stübchen in das größte des Hauses, das wir den Dom nennen, und durch dessen vier Fenster man die Markt- und Kirchenstraße beherrscht. Da wanderte ich denn in furchtbarer Aufregung von einem zum andern und spähte, aber Niemand wollte sich zeigen. Ich selbst wollte nicht an ihrem Hause vorübergehen, aus Furcht, die Aufmerksamkeit der Mutter auf mich zu ziehen. Ueberhaupt meide ich immer diesen Weg und schlage den kleinen Pfad ein, der vom Rhein

auf die Chaussee führt. Da bin ich durch Obstbäume geschützt und nur gesehen von denen, die mich erwarten und sehen wollen. Die Leute auf den Feldern mögen sich wundern über den entsetzlichen Sinn für Ackerbau, Kartoffeln, Bohnen und Nußbäume, der mich auf einmal überfallen hat. Wenn ich so dastehe, das Haupt wissenschaftlich zur Erde gebeugt, die Augen aber durch die Baumzweige nach dem bewußten Hause spähend, komme ich mir oft selbst komisch vor. Auch auf den Fischfang wollte ich mich anfangs legen, um an der Burg einen gesicherten Standpunkt einnehmen zu können, bald jedoch gab ich die Idee auf, da die Meisten wissen, was für ein Petrus ich bin. Am Abend des 16. ging ich an den Rhein. Kaum hatte ich einige Augenblicke über das Geländer der neuen Schanze gebeugt in die Gegend gestarrt, als ich die beiden Schwestern nicht zweihundert Schritte von mir auf der alten Schanze erblickte. Wie ich den Weg zurückgelegt, das weiß ich nicht. Ich stand vor ihnen und sah hinein in das kluge, klare, blaue Auge und sah mit klopfendem Herzen, wie Rose und Lilie auf den Wangen des schönen Mädchens wechselten. Ich hatte meine Sprache verloren, und stotterte und stammelte, als ich den gewöhnlichsten Satz der Begrüßung Emilien sagen wollte. Das kleine Mainschifflein, welches schellte, zog uns aus der Verlegenheit, wir wandten uns dem Rheine zu und sahen, wie unser Liebling, „die Königin Therese" vorüberfuhr.

Du hättest sie sehen sollen, die beiden Mädchen, in jenem mir unvergeßlichen Augenblicke, es war ein vollendetes Bild. Der Kopf unbedeckt, durch die Bewegung des Wiedersehens und den Abendhauch Rudolphinens Wange leicht geröthet; das reiche braune Haar, der marmorweiße Hals, die schöne Gestalt in dem dunklen Kleid, über das leicht eine schwarze Mantille geworfen — — es war eine Erscheinung duftig und frisch und wohlgeeignet, den Blick von der reizend schönen Gegend abzuziehen. Auch Emilie sah weniger leidend aus, als in den folgenden Tagen. Die blonden Locken, die sie früher nicht trug und die ihr nicht wohl stehen, gefielen mir ganz gut; das freundliche, milde, blaue Auge, in dem sich ihr Herz spiegelt, muß gewinnen, und doch, Wilhelm, vermeide ich ihren Blick und grolle ihr manchmal. Durch sie nur kann ich Rudolphine sehen, sie unterläßt keinen Spaziergang, ist aber immer sehr ernst, spricht wenig und klagt oft über Müdigkeit und Schmerz am Herzen, so daß wir unser Ziel meist nicht erreichen und auf halbem Wege umkehren müssen. Rudolphine schrieb mir, sie beschwere sich über mich, daß ich ihre Aufopferung nicht anerkenne, und bat mich, ich möge doch recht herzlich sein. Das ist das einzig Betrübende und Störende dieser Tage; ich meine manchmal, Emilie sei — — — Doch ich will es nicht schreiben, ich fürchte, ihr Unrecht zu thun und Rudolphine zu beleidigen.

---

6. August.

„Der Jüngling lag unruhig auf seinem Lager und gedachte des Fremden und seiner Erzählungen. Nicht die Schätze sind es, die ein so unaussprechliches Verlangen in mir geweckt haben, sagte er zu sich selbst, fernab liegt mir alle Habsucht: aber die blaue Blume sehne ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinn und ich kann nichts anders dichten noch denken. So ist mir noch nie zu Muthe gewesen: es ist, als hätte ich vorhin geträumt, oder ich wäre in eine andere Welt hinübergeschlummert; denn in der Welt, in der ich sonst lebte, wer hätte da sich um Blumen bekümmert, und gar von einer so seltsamen Leidenschaft für eine Blume habe ich nie gehört." So heißt die Stelle aus Novalis, mein Leben, auf die ich mich gestern Morgen vergeblich besonnen habe. Ja, ja, die blaue Blume, ich suche sie fort und fort und finde sie nicht, und doch weiß ich, wie sie heißt, ich glaube —— Gemüthsruhe. Auch kenne ich eine freundliche liebe Zauberin, die zwar die blaue Blume auch nicht besitzt, aber blaue Augen, die im Aufregen wohlthuend beruhigen, Sturm erregen und Stürme beschwichtigen, und die liebe Zauberin ist ferne, ferne wie die blaue Blume, und es scheint mir oft, als wolle das Schicksal, daß sie ferne bleiben solle.

Die Zauberin ist freundlich und wohlgesinnt, und kann so viel und ist so mächtig, warum konnte sie heute keine Stunde finden, um dem Kranken, dem sie gerne helfen möchte und helfen könnte, beizustehen? Also morgen gegen zwei, oder nach zwei — oder einerlei wann, geht es fort; wäre es nur schon Montag Morgen, nur Thätigkeit lindert brennende Sehnsucht nach blauen Blumen. Wie seltsam muß Emilie, der ich recht herzlich die Hand reiche, auf die blaue Blume kommen. Was war's für eine Pflanze? Der Kranz, den sie dir daraus flocht, stand reizend; aber warum muß sie für sich selbst ein so trauriges Sinnbild wählen! Heute Abend werde ich zum letztenmale pilgern am Rhein nach Ehrenfels zu, da hat man Zeit, an blaue Blumen zu denken. Wir wären doch besser zum Hafen gegangen, da ist, wenn man an dem Ende des Damms, der dem Rhein zunächst ist, hinabsteigt — ein Plätzchen, wo nur der zugegen ist, der immer da, wenn zwei in seinem Namen versammelt sind, der Gott Amor. Er hätte sich so schön auf die Weidenbäume mit ihren herabhängenden Zweigen setzen können nnd brauchte dann nicht die Hand vor die Augen zu halten, was er gerne thut. Nun lebe wohl, meine Rudolphine, ich nehme in Gedanken nochmals Abschied von dir, halte dich fest in meinen Armen — — ach, warum nicht in Wirklichkeit, warum das Sehnen, das von heute an ewige nach der blauen, blauen Blume!

III.

22. September.

Ironie des Schicksals — nun sitze ich wieder in der Residenz hinter meinen Acten und soll nachgrübeln, um Ehescheidungsmotive aufzufinden, ich, der ich mit allen Kräften mich bemühe, eine Verbindung zu Stand zu bringen. Vier Tage habe ich am Rhein geschwärmt, Wilhelm, und befinde mich noch im Taumel. Das wirst du begreifen, wenn ich dir sage, daß das Fest der Feste für den Rheingauer, daß „Asmannshäuser Kirchweihe" vorüber ist. Schon der Name Asmannshäuser weckt in dir gar liebliche Erinnerungen und stimmt dich milder, du ernster unerbittlicher Prediger. Du siehst ihn vor dir stehen in den schönen großen Flaschen, schenkst ein in das Römerglas und freust dich des rothen feurigen Weines, bekränzt mit weißen Schaumperlen; du leerst Glas auf Glas und der rothe, dunkle Wein läßt dir Alles golden, leuchtend, sprühend erscheinen; er kommt kühl und frisch aus dem Keller, strömt feurig hinunter und macht sehr wohl und warm ums Herz. Das Alles bewirkt schon der Asmannshäuser, nun erst, wenn die Kirchweihe dazukommt. Ein Rüdesheimer kennt keinen schönern Namen, für ihn ist dies Fest: Weihnachten,

Auferstehung und Pfingsten vereint; der Geist des Rothweines kommt über ihn und er redet mit Engelzungen; was als Heiligstes in seinem Herzen geruht, sprengt die Bande und feiert die Auferstehung an diesem Tage. Was sich jahrelang treu und schweigend geliebt, küßt sich auf dem stundenlangen Heimwege längs dem Ufer des Rheines, den die Liebe unter dem Schutze der heiligen Nacht verkürzt und verlängert. Der Mond kommt sehr spät oder bleibt ganz aus. Auf der Hinunterfahrt werden im Kahne die leichtesten Gespräche von Wetter, Wein und Neuigkeiten geführt, dabei lacht an manchen Stellen das jugendliche Auge, denn Erinnerung blitzt auf und trotz der Gewalt und Schnelle des Stromes, dem ungehemmten Fluße des Gesprächs wird das Terrain an seinen Ecken und Vorsprüngen mit den erfahrenen Blicken des Feldherrn für den Heimweg geprüft. Oft ist das Wasser groß und macht die Rückkehr längs dem Rheinufer unmöglich, dann wird der Weg über den Niederwald eingeschlagen und für 36 Kreuzer Mondschein gemiethet, der dem dritthalbstündigen Weg mit der Laterne voranschreitet, jedoch so instruirt ist, daß er sein Licht vor sich hält, damit das Trauliche und Heimliche der Dunkelheit nicht unangenehm unterbrochen werde. Schon die Anzeige der Kirchweihe im Wochenblatt zeichnet sich aus durch ihren Frohsinn. Ein ganzes Orchester sitzt über der Ankündigung und bläst und streicht nach Herzenslust, so daß jubelnde Ahnung von dieser stum-

men Musik ausgeht. Wilhelm, hätte ich fehlen dürfen an dem größten Festtage meiner Vaterstadt, der bei jedem ihrer Bewohner Heimweh hervorruft, ob er in fernen Landen reist und in „Wein macht" oder Doctor der Philosophie in Frankfurt ist, was ein ähnlicher Beruf und nach vergeblichem Suchen mit derselben Sucht endet. Ich wäre hingereist auch ohne die dringenden Aufforderungen Rudolphinens. Den Samstag reiste ich ab und kam um 2 Uhr in Rüdesheim an. Um 6 traf ich die Schwestern auf dem Spaziergange, begleitet von dem jungen Vetter aus Dresden, der schon dort mit in das Geheimniß gezogen war. Wir verabredeten auf den andern Morgen nach Frühmesse und Frühstück einen Spaziergang nach „Noth-Gottes" oder Menschen-Freude, wie ich an jenem Tage das friedliche Kloster umtaufte. Um 7 Uhr machte ich mich auf den Weg, um sie an dem bestimmten Orte zu erwarten. Wilhelm, ich kann mir nichts Schöneres denken, als an einem klaren Septembermorgen an den Ufern des Rheines durch die Felder und Weinberge zu streifen. Die Luft ist frisch, ohne kühl zu sein, und gießt eine unendliche Heiterkeit und Lebenskraft über den Menschen aus; jede Spur von Trübsinn schwindet. Ich war allein und wartete, aber in dieser Pracht und Frische spürte ich keine Ungeduld. Ich hatte den Feldweg gewählt, der auf den Weg führt, welcher Eibingen mit der Chaussee von Geisenheim nach Rüdesheim verbindet. Zu meiner Rechten lag das freund-

liche Städtchen und ich konnte das Fenster des Hauses sehen, an dem ich so oft in später Stunde vorübergeschlichen, um mein krankes Gemüth durch ein freundliches Wort beruhigen zu lassen. In weiterer Ferne lag Bingen noch zum Theil in Nebel gehüllt, doch senkte er sich mehr und mehr vor der Sonne, die schon den Kirchthurm und die Spitzen der Häuser mit ihren Strahlen vergoldete. Vor mir sah ich über den Kirchhof die grünen, weidenbepflanzten Ufer des Rheins, sah den Strom selbst, seine fruchtbaren Inseln, gegenüber die Rochuskapelle und die Ufer überall bekränzt von blühenden Dörfern. Hinter mir führten Felder und Weinberge bis zum Niederwald, aus dessen Grün die weißen Säulen des Tempels hervorleuchteten. Alles war still, nur das Läuten eines Dampfschiffes unterbrach für einen Augenblick die Ruhe. Tief ergriffen eilte ich zu dem Wege, auf welchem ich Rudolphine erwarten sollte. Kein Baugenius hat ihn angelegt, aber ich liebe diesen Pfad vor allen. Er ist auf beiden Seiten durch Obstbäume geschützt, unter welche sich hier und da eine Ulme mischt. In der Mitte ist er tief, so daß ein Bach herunterrieselt. Das mag die Räthe der Stadt kränken und die Verwunderung der Fremden erregen, aber ich liebe es und denke mit Göthe:

Durch die Steine, durch den Rasen
Eilet Bach und Bächlein nieder.
Hör' ich Rauschen, hör' ich Lieder?

Hör' ich holde Liebesklage,
Stimmen jener Himmelstage?
Was wir hoffen, was wir lieben!
Und das Echo, wie die Sage
Alter Zeiten hallet wieder.

Sie kamen. Der Vetter ging mit Emilien voraus und ich folgte mit Rudolphinen und sagte und wiederholte ihr, was ich schon so oft gesagt und wiederholt — daß ich ihr unendlich, ewig, durch alle meine Sinne zugethan. Der Herbstmorgen hatte auch über ihr Gemüth die ungetrübteste Heiterkeit ausgegossen. Sie unterbrach mich in allen meinen leidenschaftlichen Reden, suchte mich zu necken, indem sie den Vetter und Emilie heranrief, erzählte mit Begeisterung von ihrem Aufenthalt in Dresden und behauptete sogar, es habe ihr dort nichts und Niemand gefehlt. Wir gingen durch Eibingen und schlugen den Weg nach Noth-Gottes ein. Je höher wir stiegen, desto schweigsamer wurden wir. Es war, als hätten wir uns gegenseitig das Versprechen gegeben, nicht rückwärts zu schauen und keinen Seitenweg einzuschlagen, damit wir auf der Höhe vor Noth-Gottes den ganzen Zauber der Landschaft mit einemmal genießen könnten. Nach und nach kamen wir aus den Weinbergsmauern, die auf beiden Seiten die Aussicht hemmten, heraus; der Blick konnte in die Ferne eilen, aber wir gingen rascher voran, ohne das Auge schweifen zu lassen. Rudolphine gab mir die Hand und wir standen oben.

Gewiß, Wilhelm, hast du oft festgebannt vor Landschafts-gemälden geweilt und auf die Pracht des Waldes, den Frieden des Thales, das Spiel des Wassers geschaut und zu dir gesagt: in dem Orte, der inmitten aller dieser Herrlichkeit liegt, möchte ich wohnen; da muß die Sehnsucht des Herzens sich stillen, fern von Neid und Mißgunst muß ewiger Frieden hier walten. Dies Gefühl, das mich so oft und krankhaft erfaßt hatte, war in dem Augenblick befriedigt. Emilie hatte sich auf eine Bank niedergelassen, Rudolphine lehnte an meine Schulter und wir schauten hinab in das Thal und der Gottesfriede, die heilige Sabbath- und Feiertagsstille, welche über der Flur schwebte, drang in die dankbaren Herzen ein. Wir sahen über das kleine Wiesenthal zum Kloster, das von drei Seiten vom Wald umgeben ist. Die Nonnenmühle unweit desselben war ganz von Bäumen bedeckt, nur das Ziegeldach des Häuschens schimmerte an einigen Stellen durch. Während wir im Anschauen versunken dastanden, begannen plötzlich die Glocken der hinter uns zu unsern Füßen liegenden Orte zur Kirche zu rufen und lenkten unsere Blicke von dem Thale zu der reichen Schönheit der Ebene, die sich gegen Mainz hin ausbreitet. Schloß Johannisberg mit seinen zum Rhein hinabführenden Rebenpflanzungen und der Allee, welche das Schloß mit dem auf gleicher Höhe liegenden Dorfe verbindet, die gothischen Thürme von Geisenheim, Eltville deutlich sichtbar, der majestätische Strom mit den

vielen waldbewachsenen Auen und den durch Reihen von hohen Pappeln sichtbaren prächtigen Dörfern; uns gegenüber die Rochuskapelle, unter uns Eibingen — — — das Alles machte, vom Frühglanze der Sonne beleuchtet, einen zauberhaft verwirrenden Eindruck. Von Rüdesheim hörten wir nur die Glocken, die voll und mächtig das Geläute der Kapellen übertönten. Dabei

Der Himmel so feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Es war der Tag des Herrn.

Wir stiegen den Berg hinab und sahen bald nur noch Wald, Kloster und Wiesengrund. Ein breiter Weg, von jungen Eichen und Buchen eingefaßt, führt am Kloster vorbei. Wir stiegen den Pfad hinab und hörten das Rauschen des mitten durchs Wiesenthal fließenden Baches, der von Erlen, die ihm den Namen gegeben haben, gedeckt wird. Die Kunst hat nichts für den schmalen Weg gethan; wir mußten zwei kleine Bäche überschreiten und traten in die durch hohe Nußbäume und Kastanien beschatteten Räume des Klosters, das nur von einer alten Frau und zwei Knechten bewohnt wird. Die Kirche ist zum Heu- und Strohspeicher umgewandelt, die gothischen Fenster meist mit Backsteinen zugemauert; ein Heiliger, dem die rechte Hand fehlt, schaut traurig aus einer Nische von Noth-Gottes, als wolle er klagen über die Zerstörung. Ich suchte alle meine Kunst der Rede aufzubieten, um Rudolphine ins Innere des Klosters zu

führen, während ich die Andern nicht aufforderte und unendlich zufrieden war, als ich sah, daß sie im Schatten einer hohen Linde, welche ihren Gipfel über die Spitze des Kirchleins erhebt, zurückblieben. Wir traten ein und hatten einen langen Gang vor uns. Gleich zur Rechten war die Küche; das Feuer brannte, ein großer Topf stand auf dem Herd, aber Niemand war zu sehen; die alte Frau war mit den Knechten nach Eibingen, um die Predigt nicht zu versäumen. Eine hölzere Treppe führte hinauf zu den Zellen der Nonnen. Im Gang war eine schwüle, dumpfe Luft. Durch kleine Löcher sah man aus den Zellen hinunter in die Kirche. Wir gingen weiter; Rudolphine fühlte sich bewegt; ich umschlang sie und zog sie vorwärts. Wir sahen in eine Zelle und erschreckt entschlüpfte sie mir und eilte den Gange zurück. In der Zelle standen auf der Erde die Holzbilder von Christus und Petrus aufs Häßlichste mit Blut beschmutzt. „Und es kam, daß er mit dem Tode rang und sein Schweiß ward wie Blutstropfen, die fielen auf die Erde" — stand als Erklärung dabei. Kronen von buntem Papier hatten die Gläubigen ihnen aufgesetzt und eine aus Epheu geflochtene Kette verband die Holzbilder mit einander. Ich eilte so rasch als möglich Rudolphinen nach, der Hund raste an seiner Kette und die Hühner liefen durcheinander, als ich über den Hof segelte. Nun redete ich aber dem Vetter zu, daß er die Gelegenheit benutzen und Alles sehen müsse, damit er bei der Tante von Noth-Gottes

erzählen könne. Er wollte nicht allein gehen und sie wanderten selbander und wir befanden uns unter der Linde. Wilhelm, du kennst aus Erfahrung die Wirkung der herzförmigen Blätter und des Lindenschattens. Ich sage dir nur, daß ein Kloster den Reiz noch erhöht und daß ich entrüstet war über den wenig religiösen Sinn des katholischen Vetters, der den Reliquien seiner Kirche eine so kurze Aufmerksamkeit widmete. Auf dem Rückwege, auf dem wir den Erlenbach zur Rechten hatten und am Saum des Waldes unter dem Schutze hoher Eichen gingen, forderte ich Emilie, die ständig traurig war, auf zu singen. Sie weigerte sich ein wenig und sang dann zu meiner tiefen Trauer das Lied, das ich vor allen hasse und das ich vor drei Jahren ihr als Motto sagte: „Du bist wie eine Blume so schön und hold und rein". Warum wählte sie dies unglückliche Lied, es brachte einen Mißton in meine ganze Stimmung. Sie beendete es nicht und weinte; sie klagte über Schmerz am Herzen und entsetzliche Müdigkeit. Wir suchten sie alle drei bestmöglichst aufzuheitern und es gelang ziemlich, doch wäre die trübe Stimmung bei mir geblieben, hätte nicht Rudolphine ihr Bestes gethan, mich aufzuheitern.

---

23. September.

Ich bin unterbrochen worden in meinem Schreiben und sehe, daß ich dir von der Hauptsache, der Kirchweihe, gar Nichts gemeldet und nur von Roth-Gottes und Menschenfreude gesprochen habe. Ach, Wilhelm, du glaubst nicht, wie ich Rudolphine liebe; ich bin ihr so gut, wünsche ihr von Herzen das Beste und möchte mir den Kopf einrennen, wenn ich denke, es könnte eben durch fortgesetzte Abneigung der Eltern ein Anderer wie ich das Beste sein, ein Anderer sie besitzen. Wenn ich jetzt an sie denke, in dem blauen Kleid und weißen Mieder, an ihre Naivetät und zugleich an die merkwürdige Ruhe und Sicherheit ihres Seins, selbst im Augenblick der Leidenschaft, siehst du, wenn ich daran denke, wirbelt's mir im Kopfe. Du glaubst nicht, wie sehr sie verehrt und beneidet ist, wie lieb ihr Alles steht und wie fest sie sich mit ihrer langsamen und deutlichen Sprache ins Herz einspricht und wie wohlthuend diese scheinbar so gemessenen und abgewogenen Worte auf den größten Sturm der Leidenschaft einwirken. Dabei ihr Sinn für das Komische, ihre unverhohlene Lust und Freude an Kindereien. Wie sie Alles anhört, was man ihr sagt und stammelt und wie nur von Zeit zu Zeit

im blauen Auge Verständniß blitzt und das Gesicht sich röthet. Ich rase und schwärme nicht, aber ich bin so recht unaussprechlich elend und erbärmlich, wenn ich sie mir ganz entrissen denke. Am Sonntag Mittag sah ich sie nur noch nach dem Spaziergang am Fenster, am Montag traf ich sie in Asmannshausen. Zum Glück war nur der Vater mitgekommen, dem ich mich sehr näherte. Ich tanzte immer den dritten Tanz mit ihr; dabei vergaß ich den Rothwein nicht. So war ich denn auf dem Gipfel des Seins und ließ am Büffet den Papst und meine Freunde die Türken leben. Der kleine Vetter, der auch schon mehrmals versucht hatte, mich zu küssen, stolperte begeistert von meinem Toast hinein und sprach fortwährend von Politik, Silistria und meinen Thaten am Büffet. Da jagten sie ihn zu mir, er mußte mich holen und nun ließen mich Rudolphine und Emilie nicht mehr fort, weil ich ihnen gerade geisterfüllt genug schien. Du hättest mich hören sollen, ich sprach leidlich laut und natürlich in allen Sprachen der Christenheit. Wie sie das unschuldig zu machen verstand! Und nun der Heimweg — nie bin ich so geführt worden, sogar meinen Weg suchte sie zu ebnen, und als wir in der Nähe des Rheins vorbei mußten, ging sie auf die gefährliche Seite und schmiegte sich bittend und gebietend an mich und ich war wie ein Kind folgsam und ungehorsam, aber in beiden Fällen in allen Himmeln. Es muß bald, bald zu einem Resultat kommen; zu Weihnachten thue ich den

entscheidenden Schritt, bis dahin bleibe ich ruhig hier. Der alte Hofrath war mir freundlich, doch hat er den Vetter sehr gezankt, daß er Rudolphine nicht für den Heimweg engagirt habe. Er selbst führte Emilie.

Sylvesternacht.

Ich kann und kann nicht schlafen; ich habe alles versucht und vergebens mich von einer Seite auf die andere geworfen und das kalte Kissen fest wider die kranke Stelle gepreßt; es hilft nichts, der furchtbare Schmerz will nicht nachlassen. Warum bin ich nicht auf den Sylvesterball gegangen, Zerstreuung hätte vielleicht das Leiden gelindert. Nun zähle ich, neun, zehn, elf Uhr und quäle und mühe mich ab, aber kein Schlaf kommt, dagegen habe ich wachend die schrecklichsten Traumbilder. Wilhelm, ich glaube, ich gehe Emilien voran oder ich folge ihr bald nach in das Grab. Schon seit Wochen klage ich dir. Der Arzt behauptet, es habe nichts zu sagen, es komme vom Blut, aber zuletzt kommt der Tod auch vom Blut. In Wiesbaden war das Leiden noch erträglich, hier hat es sich entsetzlich vermehrt. Es ist dasselbe Uebel, über das Emilie auf ihren Spaziergängen klagte, das ihr in diesen Tagen den Tod bringen wird. Sie leidet schrecklich. Die Aerzte haben eine Operation vornehmen müssen und die Wunde heilt nicht mehr. Wie ein Engel, ein Marmorbild soll sie klaglos mit zusammengefaltenen Händen in den Kissen liegen, kein Laut der Verzweiflung entfährt ihr, mit rührender Dankbarkeit

nimmt sie die Sorge und Pflege der Mutter und der armen, armen Schwester an. Mehrmals hat sie sich dem Tode nahe gefühlt und Abschied genommen, so sagen die Leute. Ich selbst höre gar nichts und empfing schon in den letzten Wochen keinen Brief mehr. Hier habe ich Rudolphine zweimal todtenblaß am Fenster gesehen, sie weicht keinen Augenblick von dem Bett der Schwester und wird ihre Gesundheit vollständig zerstören. An mich scheint sie nicht zu denken und ich büße für Alles, was ich verbrochen. Heute ging ich mit einem Leichenzug an dem Hause vorüber, sie hatten die Vorhänge des Krankenzimmers aufgezogen, wahrscheinlich um die Leute an die Besserung ihres Kindes glauben zu machen. Den Mittag suchte ich mir durch Kreuzen durch Feld und Weinberge Ruhe zu erlaufen; als ich aber gegen sieben an dem Hause vorüber kam und das Licht im Krankenzimmer sah, da fiel es schwer auf mich, wie ein Verbrecher eilte ich vorbei. Wilhelm, ich bin schuldiger, als ich dir gestanden. Die ganze Vergangenheit zieht quälend an meinem Geiste vorüber. Ich sehe Emilie als Kind über den Marktplatz gehen, um die Zeitung in ein befreundetes Haus zu tragen, ein Bild der Anmuth, ein wahrhaft kindliches Kind. Wie gerne stand ich am Fenster und sah ihr nach. Sie wuchs heran und ich sprach zu ihr die herzlichsten Worte vor ihrer Abreise in das Institut nach Süd-Frankreich. Sie meinte, sie würde es nie vergessen. Sie kam zurück, um der Schwester ihren

Platz zu lassen. Wir trafen uns auf der Asmannshäuser Kirchweihe. Ich führte sie nach Haus. Wir blieben weit hinter den Andern zurück. Sie erzählte mir mit reizender Einfachheit all ihre kleinen Erlebnisse in dem Institut, beschrieb mir das Kloster auf einer Anhöhe, das Thal, den Fluß, gegenüber den bewaldeten Berg, von welchem sie Abends die Schnellpost von Paris, die ihr Briefe aus der Heimath brachte, durch den Schein der Laterne herabkommen sah. Ich preßte ihre Hand und hielt sie fest in der meinigen. Das Wasser war groß, wir kamen zu einer Stelle, wo der Rhein bis zum Gebüsch vor den Weinbergsmauern heranspülte. Rasch entschlossen nahm ich sie auf und trug sie durchs Wasser. Als ich die schöne Gestalt auf meinen Armen hielt, konnte ich nicht widerstehen und preßte meine Lippen auf die ihrigen. Wilhelm, meine Täuschung währte, bis ich Rudolphine in Süd-Frankreich sah; ich hatte keine Schwester und liebte Emilie als solche. Leider konnte sie sich nicht hineinfinden und Todesgedanken störten all unsere Gespräche, so daß ich sie oft bitter gekränkt habe. Noch auf der letzten Kirchweihe bat sie mich, auch ihrer einmal in einer Arbeit zu gedenken; ich versprach es ihr heilig und sie meinte: es mache ihr Freude, obgleich sie es nicht mehr erleben werde. Ich hielt diese ständigen Gespräche über Tod, die ich allein anhören mußte, für Koketterie und war oft erzürnt und empört. Wilhelm, ich büße furchtbar; ich möchte wissen, ob sie meiner ge-

denkt, ob ich in ihren Stunden des Leidens vor sie trete, wie sie mich keinen Augenblick verläßt. Es muß ihr bekannt sein, daß ich in diesen Tagen der Feste hier bin; ob sie grollend oder versöhnt scheidet, oder ob ich ihr selbst als Verlobter der Schwester nichts mehr bin? Alles, Alles quält mich; manchmal male ich mir den gemeinschaftlichen Tod schön und beruhigend aus und dann kommen religiöse Vorstellungen, die ich längst, längst abgethan glaubte, die aber mein Trost in diesen wachen Träumen sind. — — — Es schlägt zwölf, Wilhelm, in den Straßen wird gelärmt, die Nachtwächter singen vor den Fenstern des Bürgermeisters ihr Lied, das durch fortwährendes Schießen gestört wird. Jetzt beginnen auf dem Sylvesterball die Gratulationen. Ich war nicht der Erste, dem Emilie die Hand zu reichen pflegte, aber sicher traf mich der erste Blick ihres Auges; ich war nicht der Erste, den sie nach alter Sitte zum Tanz holte, aber ich wußte, wann und wie lange die Reihe an mich kam. Es ist sehr kalt im Zimmer; das neue Jahr hat begonnen; Gott schütze Rudolphine, Gott schütze dich, Wilhelm!

---

4. März.

Er ist wieder da der Westwind, umtobte er nicht die Wohnung und die kahlen Aeste der Pappeln, ich hätte es aus deinem Briefe wahrgenommen. Ja sie ziehen wieder vorüber an deinem Geiste die schönen alten Tage erster Liebe und Freundschaft. Die Beschäftigung des Tages, der ernste Beruf kann sie bannen, aber der Westwind weht sie wieder auf und sie umgaukeln in neuer Frische den erregten Sinn. Wilhelm, aus jeder Zeile fühle ich den Schlag deines Herzens und bin beglückt, denn du bist glücklich in deinem Stande. Die wieder auftauchenden Bilder der Vergangenheit dienen dir dazu, die Freude des Augenblicks zu erhöhen; so soll es sein! Ein ewiges Sehnen wogt in des Menschen Brust auf und nieder. Niemals genießt er, mag ihm das Leben nachten oder freundlich zulächeln, die Gegenwart allein. Entweder baut er sich aus ihr eine Brücke in die Zukunft oder sein Geist wendet sich, um zu vergleichen, der Vergangenheit zu. Vor Allem liebt es die Phantasie, die geflügelte, zauberkundige Dienerin des Menschen, zurück zu eilen zu den Stunden der frühsten Jugend, in denen das Auge nur Freude suchte und Freude fand, wo ihm Alles in rosenroth und himmel-

blau — den frischduftigen Farben der Jugend — erglänzte, wo zum erstenmale alle jene Töne erzitterten und anklangen, die später in milder Vereinigung die Harmonie des Lebens begründen. Sie kommen diese Stunden der Rückerinnerung, wehe! wenn sie dazu dienen, die Gegenwart zu verwünschen, der Zukunft finster entgegen zu sehen und mit aller Liebe an der Vergangenheit und ihren schönen, leider leeren und unerfüllten Träumen zu hangen. So ist es nicht bei dir, so nicht bei mir! Du hast Recht gehabt, Emiliens Tod hat meinem Geschick eine günstige Wendung gegeben. Wie sehr habe ich sie verkannt, aber wie wohl ist ihr. Ich habe ihr während der Stunde des Leidens gewünscht, was sie sich selbst wünschen mochte, sei es Leben, sei es Tod; ich glaube es war das letztere. Sie hat für mich gesprochen, Rudolphinens Verhältniß offenbart und der Mutter als letzten Wunsch unser Glück ans Herz gelegt — und wo wäre die Mutter, welche dem sterbenden Kinde widerstehen könnte. Und doch wie entsetzlich so früh hinzuscheiden.

Der Tod liegt auf ihr, wie ein Maienfrost
Auf des Gefildes schönster Blume liegt.

Ich war während der ganzen Zeit wie zerschmettert; der Westwind flößt mir neue Kraft ein und auch bei Rudolphine flammt die Lebenslust wieder auf. Ich habe sie besucht und seit langen, bangen Monaten hat sie

wieder an meinem Herzen geruht und sich ausgeweint. Wilhelm, ich entehre die heilige Trauer um Emilie nicht, wenn ich dir sage, daß als ich Rudolphine in meinen Armen hielt, ein wahrhafter Rausch des Glückes mich erfaßte. Ich lachte und weinte, ach ich habe ja auch so viel gelitten, und erzählte ihr, wo ich sie hinzuführen gedenke, wann wieder der Frühlingswind wehe. Das Jahr wird rasch vorübergehen und dann auf und fort mit dem Westwind nach Süden und zurück über die Alpen. Auf allen meinen Spaziergängen mache ich Reisepläne und sehe mich mit Rudolphine an den Orten, wo ich, wo sie schöne Tage verlebt. Mein Herzleiden ist bedeutend leichter, wenn nicht gehoben; ich will nicht daran denken, ich übergebe es dem Westwind. Er hat mich nicht getäuscht, die Hoffnungen, die er in mir angefacht, haben sich gestaltet; er ist wieder da und es hat sich Alles, Alles gewendet. Dank ihm, möchten doch die Andern, wie wir, dem ungestümen Frühlingsboten vertrauen!

Fünftes Kapitel.

August von Platen.

Gewöhnlich pflegen sich die Parteien über dem Grabe des Dichters zu einigen. Der Tod versöhnt, der Haß mildert sich oder schwindet; die blinde Anerkennung, nicht mehr geschürt und gereizt durch das Verneinen der Gegner, verliert ihren Fanatismus; man nähert sich in dem Urtheil über den Werth oder Unwerth der Dichtungen. Mag immer der Einzelne diesen oder jenen Dichter vorziehen, die poetische Begabung, das ernste Streben, den Charakter wird er auch dem, dessen Poesien seinem Herzen nicht so nahe stehen, gern und willig zuerkennen. Unter allen neueren deutschen Dichtern, welche diese ruhige, gerechte, unbestrittene Anerkennung auch im Grabe noch nicht gefunden haben, ist August von Platen unstreitig der erste, der am meisten besungene und vergötterte, der am heftigsten angegriffene und geschmähte. Und zwar bilden nicht etwa die Gebildeten der Nation eine geschlossene Phalanx gegen den Geschmack der Masse;

es handelt sich nicht um einen Dichter, der dem Haufen geschmeichelt hat und von der unzuverlässigen Woge der Menge getragen wird; es ist kein Kampf zwischen dem guten Geschmack und den zarten, jungfräulichen Seelen, die ihren frommen, milden, minniglichen Dichter, dem sie Altäre im Herzen aufgebaut haben, retten wollen. Es ist ein Kampf und Streit zwischen den Bevorzugten und Begabten, denen sich dann die Andern in zwei Lager geschieden anschließen. Außer Goethe und Schiller ist kein deutscher Dichter so oft und so schön besungen und gefeiert worden als Platen. Die frischesten, duftigsten Kränze hat man dem hochverehrten, frühgeschiedenen Meister auf sein Grab gelegt. Fern vom Norden haben deutsche Dichter dem nach Süden segelnden Schiffe ihre heiße Grüße aufgetragen an das auf dem Eilande Siciliens frisch aufgeworfene Grab, in dem der große Dichter schlummert, dem, wie Wenigen, Dichterfeuer im Herzen brannte. Andere haben mit höchstem Stolz sich gerühmt, als Schüler auf dem Wege des Schönen, den der Meister gebahnt, weiter geschritten zu sein, seinen Geist ererbt zu haben. Freiligrath, Herwegh, Prutz, Strachwitz, Dingelstedt, Schwab, Daumer, Kopisch, Dörr, Geibel und so viele Andere haben Platen in Liedern, Oden, Sonetten und Epigrammen gefeiert. In den Werken von Gutzkow, Vischer, Stahr, Hettner finden sich die feinsten und anerkennendsten Bemerkungen über seine Poesien. Den jungen Dichter, der zum Erstenmale seine

ächt deutsche Wanderlust nach dem Süden erfüllt und befriedigt sieht, begleiten gewiß auf der Reise durch Italien Goethe und Platen. Der Gelehrte, der von Venedig seine Reiseberichte in die Heimath zurückschickt, wird nicht verfehlen, seinem Kapitel von der gesunkenen Lagunenstadt und der schönen Riva der Slavonen ein Motto aus Platen vorzusetzen:

Venedig liegt nur noch im Reich der Träume,

oder

Es scheint ein langes, ew'ges Ach zu wohnen
In diesen Lüften — — —

Platen ist eingebürgert in den Schulen und verirrt sich bisweilen in die Festreden der Lehrer, ohne deßhalb die Qual und der Schrecken der Schüler zu sein. Gegen diese Verehrung des Dichters haben Heine, Zimmermann, Laube und viele Andere heftige Einsprache gethan. Zu ihnen gesellte sich, im Gegensatz zu Vischer, Ruge, Hettner, in neuester Zeit Julian Schmidt in seiner ausgezeichneten Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. Seine Kritik über Platen ist nächst der über Gutzkow die einseitigste in dem ganzen Werke; mit dem Unterschied, daß Platen in den landläufigsten Redensarten, auf die trockenste und dürftigste Art vom Dreifuß herunter abgekanzelt wird, während der hochbegabte Verfasser der „Ritter vom Geist" mit dem schärfsten Verstande, einer Fülle von Wissen und der gewandtesten Sophistik angegriffen ist.

Platen's höchster Dichterwerth besteht in seinen lyrischen Dichtungen, und wie Viele und Ausgezeichnete sich auch um die Krone lyrischer Vollendung in Deutschland bewerben mögen, Platen bleibt einer der Ersten und überstrahlt die Meisten, die ihm den Rang streitig machen wollen. Freilich fehlt seiner Lyra eine Saite, welche am liebsten von den Dichtern angeschlagen wird und deren Ton schnell und zauberhaft zum Herzen dringt. Platen ist kein Dichter der Liebe. Seine Liebeslyrik ist nicht die Goethe's: — — zu vergleichen der reinen, spiegelklaren Fläche des Meeres, bergend in geheimnißvoller Tiefe die edelsten Schätze, von lachenden Ufern umgeben, der Sonne goldne Strahlen auf der Fläche abspiegelnd; nicht die Byron's: — gleich den von dem wildesten Sturme erregten Wogen, die den Schiffer bald zu den Wolken emportragen, bald in die tiefste Tiefe hinabreißen; auch nicht die Heine's: — erinnernd an die üppig tändelnde, wollüstig plätschernde Fluth, die sich nicht zu den Sternen zu erheben vermag, deßhalb grollend nach unten wendet und neben den herrlichsten Perlen viel Koth und Schlamm in der Tiefe aufwühlt. Platen's Liebeslieder haben nichts Urgewaltiges, nichts Bezwingendes und Blendendes. Man sieht ihnen an, daß er die Jugendabende über Büchern verbrütet hat, während der Freund zu des Mädchens Laren schlich. Die Liebe, die allverbreitetste, heftigste und revolutionärste Leidenschaft, die nur einen Thron kennt, den der Schön-

heit und Anmuth, nur eine Aristokratie, die des edlen Herzens, ist gewiß der dankbarste Stoff für den Dichter, wenn er sie uns malt von dem ersten Stammeln und Zittern der Leidenschaft bis hinauf zu den wildesten Tönen der Verzweiflung. Dies war Platen versagt; seine Liebeslieder werden weder von dem Volke gesungen, noch sind sie wie Goethe's „ein Trost in Thränen". Freilich behaupten sie einen bedeutenden Werth in ihrer Einfachheit, gegenüber den in neuerer Zeit in die Mode gekommenen „Liebeleien und Geibeleien" jener Goldschnittspoeten mit den ständigen Reimen von Liebe und Triebe, Herz und Schmerz, Mondschein und Höllenpein. Manche Strophe von Platen's Liebesgedichten ist benutzt und breitgetreten worden und hat sich verwässert einer salonfähigen Composition zu erfreuen gehabt, was aber nur relativ für den Dichter spricht. Dagegen hat Platen alle Töne, die sonst das Menschenherz bewegen, voll und mächtig angeschlagen und ist vor Allem, wenn auch nicht Schöpfer, so doch erster und unübertroffener Meister der politischen Poesie der Deutschen. Jeder echte Dichter ist Kind seiner Zeit; wenn diese sturmbewegt, so ist auch er als ihr getreuester Ausdruck sturmbewegt. Es ist lächerlich annehmen zu wollen, der lyrische Dichter könne sich ungestraft dem Kämpfen und Ringen seines Jahrhunderts entziehen, und sitze, mit einem Privilegium versehen, in ruhiger Harmlosigkeit unter einer Glasglocke, während Staaten unterjocht und

zertreten werden, und, um einen Ausdruck Luther's zu gebrauchen, die Geister aufeinanderplatzen. Freilich wird die Liebe das alte und ewig junge Lied bleiben und der Wein immer besungen werden; aber wenn Claudius dichtete:

> „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben,
> Gesegnet sei der Rhein!“

so kam es Herwegh zu, zu singen:

> „Wo solch ein Feuer noch gedeiht.
> Und solch' ein Wein noch Flammen speit,
> Da lassen wir in Ewigkeit
> Uns nimmermehr vertreiben.“

Wie revolutionär waren die ewigen Lieder Goethe's und Bürger's an Lili, Christel und Molly zu einer Zeit, wo man sich noch stritt, ob der Dichter Erlebtes besingen dürfe oder ob er eine durch Bildung vermittelte, mit der griechischen Sprache erlernte Chloe oder Phyllis oder Daphne besingen müsse; wie revolutionär und der Zeit entsprechend waren die Gesänge von Englands kühnstem und ritterlichstem Dichter, seinem Richard Löwenherz der Poesie, Lord Byron. Die Zeit, in der Platen dichtete, war die Zeit der Ermattung und Abspannung Deutschlands nach langem Druck und harten Kämpfen. Die schwere müde Zeit ruht schwer auf dem Dichter, er klagt, zürnt und grollt seinem Vaterland. Er tastet unsicher und sucht vergeblich nach einem großen Stoff. Er zerfällt mit der Heimat und sich selbst. Da beginnt

der polnische Freiheitskampf und endet mit der Vernichtung eines Heldenvolkes. Nun ist Platen echter großer Dichter in vollster und schönster Bedeutung des Wortes, gottbegeisterter Dichter und Prophet. Seine Leiden treten in den Hintergrund, sein Ich schwindet, denn es ist kein kokettes Ich; die gewaltigen Ereignisse und ihre noch mächtigeren Folgen sprechen zu laut. Das ist der eine und große Vorzug von Platen's Polenliedern. Er tritt mit seiner Person zurück und erzählt uns nicht, wie im Augenblicke der Begeisterung sein gelocktes Haar ausgesehen, wie der Wind damit spielte, wie sein Auge geflammt und seine Brust sich gehoben. Er theilt nicht mit, ob er diese Gedanken im Zimmer beim Champagner und Rheinwein gehabt oder im Freien umherirrend. Er sagt nicht: ich möchte und werde; er sagt nicht: ich will und ich habe. Er gefällt sich nicht im Paradiren und im zur Schau Tragen der schönen, glänzenden Rüstung. Dagegen führt er uns mitten in diesen furchtbaren Kampf, vergegenwärtigt ganze Scenen und Bilder; Auge und Ohr der Phantasie ist gleich sehr angeregt; Alles ist anschaulich. Es sind keine Phrasen, kein hohles Wörtergeprassel sucht uns zu täuschen. Begeisterung und Gestaltungskraft des Dichters ist groß, die Gedanken mächtig, die Form dem bedeutenden Inhalt sich eng anschließend. Aus einzelnen Strophen haben seine Nachfolger — — selbst Talente wie Freiligrath, Herwegh, Prutz, Dingel-

stedt, Strachwitz — — ganze Gedichte geschaffen. Geibel ist durch Platen zweibändig geworden.

Merkwürdigerweise sind die Polenlieder am wenigsten bekannt und verbreitet. In der Cotta'schen Ausgabe finden sich nur vier; der größte Theil wurde zuerst in Straßburg gedruckt und erschien dann im Jahre 1849 in der literarischen Anstalt zu Frankfurt a. M. mit einem schönen Vorwort von Dr. Löwenthal. Platen führt uns in „das Reich der Geister". Ein Tyrann ruht auf seidnen Kissen und schläft, da kommen fürchterliche Träume und versetzen ihn in das Reich der Geister. Entsetzlich ist ihm, was diese singen von Brutus, der den Tarquin erschlagen, und dem Tode des Hipparchus. Und als der ans Herrschen Gewohnte auffahren will, da schreitet aus der Schaar ein Mann mit hoher Stirne, Dante, der ernste, strenge Richter seiner Zeit. Furchtbar ist sein Fluch, entsetzt erwacht der Tyrann und schaudert. So schließt das des großen florentinischen Dichters würdige Gedicht. In dem „Rubel auf Reisen" geißelt Platen die deutschen, käuflichen Vaterlandsverräther. In dem „Gesange der Polen" rüstet sich jedes Alter, jeder Stand zum Kampf auf Leben und Tod, stirbt es sich doch schöner in den Waffen als auf der Folter. „Warschau's Fall" verherrlicht den Tod fürs Vaterland. Eine Schaar heldenmüthiger Freiwilliger aus Kalisch durchzieht mit der weißen Fahne die Straßen der Hauptstadt, und das bewegte Volk bringt ihnen ein Lebehoch.

„Nein! rief ein Jüngling aus dem Zug und drückte fest an's
Schwert die Hand,
Ein Sterbehoch den Kalischern; es lebe nur das Vaterland."

doch umsonst all dieser Heldenmuth —

„Vergebens ruft ein ganzes Volk, wir wollen dich ja nicht, Tyrann,
Das ganze Volk zerknittert wird's, auf daß er's unterjochen kann!
Ihr edlen Schläfer unterm Sand, o laßt den Kampf Euch nicht
gereu'n,
Es wird der spät'ste Pilger einst auf Eure Gräber Rosen streu'n!"

„Das Wiegenlied einer polnischen Mutter" ist ein Triumph der politischen Poesie. Die Strophen sind kurz und gedrängt wie der Haß, der Fluch der Mutter an der Wiege ihres Kindes, das sie zur Rache erziehen will, ist niederschmetternd. Eine furchtbare Satire ist das Gedicht: „Er tanzt in Moskau." Polen ist gefallen, und der Kaiser gibt einen Ball.

„Von ihm vernehmen Schmeichelei'n
Kirgisin und Mongolin,
Die er umstrickt mit Liebelei'n.
D'rum weine nicht, o Polin!
Er reißt die Kinder dir vom Arm,
Doch thut er sonst dir keinen Harm,
Der König tanzt in Moskau."

Und so sind alle die andern Gedichte. Durchdrungen von glühender Begeisterung für Menschenrecht, von furchtbarem Haß gegen Unterdrückung. Wie oft wendet sich der Dichter in poetischer Ahnung an Preußen und

fordert es auf, wachsam zu sein, denn eine große Gefahr drohe von Osten. Dem Ruin Polens werde der Deutschlands folgen. Er fleht sein Volk an, es möge aufthauen und seine Blicke nach Osten richten. Platen hat es geahnt, daß die berüchtigte, kleine aber mächtige, zum Glück nicht allmächtige Partei in Preußen es stets mit Rußland halten würde. Für sie hat er die treffende Charakteristik geschrieben:

„Diesen Kuß den Moskowiten,
Deren Nasen sind so schmuck.
Rom mit seinen Jesuiten
Nehme diesen Händedruck."

ebenso für die militärische Partei:

„Unterthänigkeit erwarte
Jeder Herrscher wie der Zar,
Ausgenommen Bonaparte,
Weil er nicht von Adel war."

Der große, edle Dichter hat goldne Worte zu seinem Volke gesprochen, möchten sie in der bewegten Zeit nicht unbeherzigt bleiben. Seine Polenlieder sind sein schönstes und herrlichstes Vermächtniß, sie legen glänzendes Zeugniß ab von der Größe und Begabung des Dichters, der seltenen Klarheit seiner Staatsansichten, aber auch von seinem edlen, männlichen Sinn, seinem ausgezeichneten Charakter. Doch würde man sehr unrecht thun, wenn man den Dichterwerth Platen's auf die Polenlieder beschränken wollte. In allen Dichtungs-

arten hat er Ausgezeichnetes geleistet. Das schöne Lied „Reue“ ist eine Offenbarung von Harmonie und Wohllaut und vielleicht das melodischste Lied unsrer Sprache. Seine Balladen sind dem Inhalte nach bedeutend, in der Form vollendet. Wie gedrängt und markvoll ist der „Pilgrim des St. Just“; wie frisch, keck und leicht hingeworfen ist das reizende Gedicht „Zobir“; wie feierlich und mächtig ergreifend „Das Grab im Busento“, wie eng schließt sich die Form dem Inhalte an, man denke nur an den prächtig wogenden Vers:

„Wälze sie, Busentowelle, wälze sie von Meer zu Meere.“

Seine Bilder aus Italien zeichnen sich aus durch die Frische und Anschaulichkeit der Schilderung, den Reichthum der Gedanken, den regen, ernsten Sinn für alles Große und Schöne, mag es auch der Zeit zum Raube geworden sein. Gerade diese reizenden, meerdurchrauschten Schilderungen mit dem lächelnden Himmel Italiens, den balsamischen Nächten Neapels, dem bunten Treiben eines durch Jahrhunderte sich gleichgebliebenen Volkes, der Fluth des Meeres, die bald smaragdgrün um zackige Felsen wogt, bald purpurfarbig um felsige Gärten spielt, gerade diese Schilderungen sind am meisten von späteren Dichtern nachgeahmt worden, ohne daß nur ein einziger die plastische Kraft Platen's erreicht oder den Gedankenreichthum und die Gedankenklarheit des Dichters besessen hätte. Die Bilder Neapels, die Fischer von Capri, Amalfi, das Fischermädchen in Burano werden Meister-

und Mustergedichte bleiben. Dasselbe gilt von vielen Gedichten, welche mehr als diese Idyllen der Kunstlyrik oder gekünstelten Lyrik angehören, den Sonetten, Ghaselen, Oden und Hymnen. Das Sonett, anfänglich mühsam in Deutschland eingebürgert, ist später von den Dichtern, Altmeister Goethe an der Spitze, gehegt und gepflegt worden, so daß wir in dieser schwierigen, dem Genius der deutschen Sprache wenig zusagenden Dichtungsart unendlich viel Mittelmäßiges besitzen, und daß Jeder, der nur glaubt einen poetischen Gedanken erhascht zu haben, im Schweiße seines Angesichtes einige liefert und sich rasch für Petrarca II. von Gottes Gnaden hält. Die Italiener lauschen dem Wohlklang der Sprache und vergessen, daß ihr Dichter „mit der Goldzunge" nur zu oft inhaltslos ist, wenn er einen Handschuh Laura's gefunden hat, ihn zurückgeben muß und nun seinen Schmerz in vier Sonetten der Welt vertraut. Platen benutzt das Sonett theils als Rahmen für ein kleines Bild wie in dem schönen Gedichte, in welchem er den Tod Pindar's erzählt, theils um Geistesblitze oder den Schmerz und die Freude des Augenblicks zu krystallisiren. Wenn diese Dichtungsart Bürgerrecht in unserer Literatur erhalten hat, so ist dies gewiß neben einzelnen Gedichten Bürger's und den geharnischten Sonetten Rückert's am meisten den tief elegischen venetianischen Sonetten Platen's zuzuschreiben. Aehnlich verhält es sich mit den Ghaselen, doch hat gewiß Julian Schmidt recht, wenn er sagt: „Welcher

Liebende hört nicht gern die Nachtigall, aber um auf Bülbül zu lauschen, müßte er erst sein einheimisches blondhaariges und blauäugiges Mädchen im Stich lassen." Es ist zu wünschen, daß die letzten Ghaselen in Deutschland gedrechselt worden sind. In den Oden und den dem Geschmacke der damaligen wie der jetzigen Zeit sehr wenig zusagenden Hymnen ist Platen gekünstelter als in allen andern Gedichten. Hier ist oft das Metrum vor der Idee dagewesen, die Form schließt sich nicht dem Inhalte an, sondern der Inhalt ist wegen der Form da. Unter allen Gedichten Platen's sind diese die unerfreulichsten und schleppendsten. Große Gedanken, glänzende Bilder fehlen nicht, aber der Dichter verdirbt den Genuß durch die mühsamen Sprünge des Versmaßes. Es sind mit wenigen rühmlichen Ausnahmen kalte Prachtstücke oder versteinte Schulexercitien, welche wie alle Kunststücke ermüden; man sucht vergebens den anerkannt formvollendeten, sprachebeherrschenden Dichter. — — Auch im Drama, sowie im phantastischen Lustspiele hat sich Platen versucht, ohne jedoch mehr als eben verunglückte Versuche geschaffen zu haben. Angeregt durch Tieck, steht er dem Meister Ludwig weit nach in der anmuthigen frischen Spielerei, mit welcher dieser solche Stoffe behandelte. Dagegen sollte Platen in der aristophanischen Komödie, welche dem Dichter erlaubt, die Charaktere nur schattenhaft zu skizziren und mit seiner Person hervorzutreten, folglich der lyrischen Poesie nicht allzuentfremdet ist, Triumphe

feiern und sich auch auf diesem Gebiete durch die „verhängnißvolle Gabel" und den „romantischen Oedipus" die Unsterblichkeit sichern. Freilich läßt sich Manches gegen diese Stücke einwenden, vor Allem gegen die Form selbst. Mit Recht sagt Vischer in den Jahrbüchern der Gegenwart: „Je entgegengesetzter dem Aristophanes in der Form, je modern populärer, desto aristophanischer! so muß der Dichter rufen, der sich gewiß ist den Geist des Aristophanes in sich zu tragen." Aehnliches hat Hettner überzeugend nachgewiesen, und doch stimmen Beide in dem Lobe des Dichters überein. Einen andern Mangel hat Platen selbst eingestanden, er gibt statt des Weltenbildes nur ein Bild des Bilds der Welt, statt der Staatenmisere ist die Literatur Gegenstand seiner Satire. Doch tritt der Dichter in den beiden Lustspielen im vollen Schmucke der Waffen kampfgerüstet, schwertgegürtet auf und wahrlich es ist ein männlich kühner, klangvoller und weittönender Schlachtruf, den er erschallen ließ, es ist eine ritterliche Lanze, die er zu Ehren seines Vaterlandes, zu Ehren der deutschen Kunst in diesem pêle mêle der Mittelmäßigkeit gebrochen. Wie in allen Spielen des Humors und Waffengängen der Satire ist manches Schiefe und Gezwungene in den Stücken, aber nie verleugnet sich der Dichter lange, überall glüht und leuchtet die unverkennbare Goldader der Poesie. Die Sprache ist frei von Seiltänzersprüngen, nirgends geschraubt und gekünstelt, und in vollem

Bewußtsein seiner Kraft darf der Dichter ausrufen: „Nun beginnt, ihr Anapäste!" — Denn sie sind in der That zerschmetternd. Zu bedauern ist, daß die Satire im Oedipus gegen Immermann gerichtet wurde. Dieser ernststrebende Schriftsteller, der nicht im geringsten geahnt, welche doppelte Unsterblichkeit ihm als Nimmermann bevorstehe, erwiederte den Angriff durch „den im Irrgarten der Metrik umhertaumelnden Cavalier", welches Schriftchen sich durch Grobheit und ohrzerreißende Sonette auszeichnete, in denen Platen als ein Onolzbacher Schnurrenmacher aufgeführt wird. Dann schrieb er ein komisches Heldengedicht „Tulifäntchen", in welchem er überfein wurde und die Satire satirisirte, denn Niemand ahnte, daß er in den drei Gesängen „Tulifäntchen Fliegentödter, der Mauer von Brambambra und Balsamine" Platen angreifen wolle. Beide Werke lassen sich mit den Schlußworten des Heldengedichts erschöpfend charakterisiren:

„Nicht auf Erden mehr gesehen
Ward der Held Don Tulifäntchen."

Der Verfasser der Geschichte von dem Hofschulzen und der blonden Lisbeth hat später seine Meinung geändert und Platen für würdig in die Regensburger Walhalla erklärt. Wie denn überhaupt die Gegner Platen's sich mehr und mehr vermindern.

Man hat so häufig den Charakter des Dichters angegriffen und ihn stolz und anmaßend gefunden, einge-

nommen von sich und seinen Werken, neidisch auf alle Andere. Eine liebevolle Vertiefung in seine Gedichte hätte diesen Tadel gemildert, wenn nicht ganz gehoben. Bescheiden und anspruchslos war das erste Auftreten des Dichters:

„Noch ungewiß, ob mich der Gott beseele,
Zu seinem Priester ob er mich geweiht;
Malt' ich die klaren Bilder meiner Seele
In glücklicher Verborgenheit."

Niemand beachtete den Dichter; Alle waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Die Herren Romantiker beräucherten sich gegenseitig in allen Versformen; die schwäbischen Dichter sprachen ebenfalls trotz ihrer berühmten Bescheidenheit von den Empfindungen und Gefühlen, die in ihnen bei der gegenseitigen Lectüre aufgestiegen. Auf dem Theater spukten und polterten die Schauergestalten und Schicksalsgespenster. Die politische Lage Deutschlands war dabei so traurig als möglich und nun — — der junge, strebende, ehrgeizige, durch und durch patriotische Dichter mitten in diesem Gewirr von Ermattung, Forcirtheit und Tändelei. Gegen die ersteren kämpft er an, in die letztere verfiel er, verlockt durch große Vorbilder. Er wollte durchdringen und hatte kraft seines Talentes, seines Strebens, seiner Leistungen das Recht, die Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen; dazu kam die Verbitterung über die politische Lage Deutschlands, das nah und fern seine einzige

Liebe war. Wer wollte da dem Dichter grollen, wenn er zürnte, sich selbst schätzte und im Augenblick des Unmuths überschätzte. Es ruft eine traurige Empfindung wach, denkt man sich den edeln Dichter, wie er durch all die üppigen Reize Italiens nicht gefesselt wurde, wie er sich stets nach der Heimat sehnte und mit welchem Jubel, umhallt von den weichen Klängen italischen Wohllauts, er jede deutsche Stimme begrüßte. Seine Gegner, Heine an der Spitze, haben ihm vorgeworfen, er habe viel versprochen und wenig gehalten, ein Vorwurf, der in erhöhtem Maße auf die, welche ihn aufgebracht, zurückfällt. Nie war Heine größer und für Alle mehr versprechend, als im Buch der Lieder, wo er selbst nichts versprochen, nie war er weniger versprechend als zu den Zeiten, wo er fortwährend versprach und vertröstete. Noch im Jahre 1829, also nach dem Oedipus, sagte Platen;

„Auch mir zuweilen macht's ein Bischen Galle,
Daß ich so wenig noch gethan auf Erden."

Bei Ariost's Grab ruft er aus:

„Keinen Gesang, dir weih' ich die brennende Thräne der Scham bloß,
Der ich bis jetzt nichts that, Asche des zweiten Homer."

Ganz zurück trat er mit seiner Persönlichkeit, als die polnische Revolution ausbrach und die Weltgeschichte um einige blutige Seiten zunahm. Platen tastete, suchte

fieberhaft nach Stoffen, dies lag in der Zeit, selbst Goethe und Schiller haben experimentirt, von Tieck und den Andern gar nicht zu sprechen. Als es sich aber um die heiligsten Interessen des Vaterlandes und der Menschheit handelte, da tastete er nicht mehr, schrieb weder Salon-Sonette für Schleswig-Holstein und die Frauen, noch sang er vom Bächlein rein, Blümlein fein und Vöglein klein. Platen war ein durch und durch edler, deutscher Charakter, und er hat gewiß richtig geahnt, wenn er sagte:

„Es werden Spät're meinen Geist in Eden
Beschwören und entschuldigen und sagen,
Er dachte groß, wie konnt' er kleinlich reden!"

Sechstes Kapitel.

Rüdesheim.

Um zwölf Uhr bestieg Richard das Schiff, welches ihn von Mannheim nach Rüdesheim bringen sollte. Es war ein herrlicher Augusttag, aber die Stimmung des jungen Mannes harmonirte schlecht mit dem heiteren Himmel. Er kam von Heidelberg und hatte dort auf dem Museum in den Zeitschriften gewühlt, in der Hoffnung, einen größeren Aufsatz über Byron und George Sand gedruckt vorzufinden, da er ihn schon vor vier Wochen von Tübingen aus an eine Zeitschrift eingeschickt hatte. Vorsichtig hatte er die gehefteten Blätter in die Hand genommen und um sich selbst zu beruhigen zuerst die vorletzten aufgeschlagen, die er schon in Tübingen gelesen hatte. Endlich kam er zu der neuesten Nummer, die seine poetische, begeisterte Kritik enthalten mußte. Er blätterte langsam von der letzten Seite nach der ersten; noch waren zwei Blätter übrig, sie konnten vielleicht die Hälfte seiner Arbeit enthalten, er schlug sie

rasch um und las den Namen: Ida von Düringsfeld. Darauf verließ er hastig das Museum und sagte vor sich hin:

„Es scheint ein Fluch auf mir zu lasten, nichts wird von mir gedruckt. Die Ida's, Fanny's und Emma's füllen die Zeitschriften aus. Ich werde meine nächste Arbeit Adelaide von R. unterzeichnen und mich für eine reiche Wittwe ausgeben, die aber doch Honorar wünscht, um es zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden. Ich habe mich im Traume schon als Redacteur einer Zeitschrift gesehen; nun kann ich mich demüthig melden und anfragen, ob sie keinen Vicepapierkorbdurchsucher brauchen können."

Der Groll mit seinem Schicksal, der in Heidelberg über ihn gekommen, schien den jungen Mann nicht verlassen zu wollen. Er saß auf dem Verdeck des Schiffes, den Kopf gegen eine der Eisenstangen gelehnt, bis er auf einmal die Worte hörte: „Sehen Sie, hier kommt Mainz und dort ist das schöne Nassauer Land!" Das schöne Nassauer Land — das klang wieder in den Ohren und tausendfach wieder in dem Herzen des jungen Mannes. Er sprang auf und sah hin nach den weichen, schwungvollen Linien des Taunus, sah nach den freundlichen Städtchen des Rheines und auf den herrlichen majestätischen Strom selbst. Aller Kummer, alles Leid war vergessen, sein Herz schlug hoch und begeistert und zu sich selbst mochte er also sprechen:

„So viel der Länder der Erde ich auch sah, keines läßt sich mit dir an Lieblichkeit und Anmuth vergleichen. Ueber dich hat die Natur mit Flitter- und Frühlings-laune das Füllhorn des reichen, ewigen Segens ausgegossen. Von welcher Himmelsgegend auch der Fremdling deinen Grenzen sich nahe, überall wird er gebannt stehen von dem Zauber deiner Schönheit; mögen ihm nun die sagenumwallten Ruinen von Falkenstein und die Gipfel des Altkönigs zuerst entgegentreten oder mag ihn die Zierde des Rheingaues, Rüdesheim, mit seinen waldgekrönten Bergen und grünen Rebenpflanzungen zum fröhlichen Genuß der Gegenwart einladen. Deine Wälder, du herrliches Land, sind noch nicht gelichtet, deine Jagden nicht zerstört, deine Berge umschließen noch Metall. Heilquellen sprudeln — dir selbst und Andern zum Segen — reichlicher und zahlreicher hervor, als in irgend einem Lande der Erde. Die Sagen deiner Burgen und Städte sind schön und poetisch, wie du selbst. Deine Geschichte, du kleines Land, ist groß. Für die Freiheit des Glaubens und die Freiheit des Vaterlandes haben sich deine Söhne unter der Leitung ihrer Fürsten wie Helden geschlagen. Von dem Ruhm des Hauses Nassau-Oranien geben glänzende Seiten im Buche der Weltgeschichte Kunde. Der Stolz Deutschlands, der Rhein, ist am gewaltigsten, so lange er deine reizenden Ufer in seinen Fluten abspiegelt. Mühsam und fast erstarrt schleppt er sich fort von Mannheim bis Mainz;

kaum aber hat er deine Gauen berührt, so breitet er sich mächtig und majestätisch aus und strömt rascher dahin. Es mehren sich die Schönheiten des Ufers, es kommt Rüdesheim und nun braust er entzückt hinein in den wilden, bunten Zauber der Gegend. Seine Wogen branden und jubeln auf, aber es legt sich seine Freude, sobald er deinen Gau verlassen muß, langsam und trauernd fließt er weiter. Und so wie der Rhein dich liebt, so lieben dich Alle, die dich gesehen, so lieben dich vor Allem die, welchen der Rhein selbst ein Stück von ihrem Herzen ist, die in dir geboren sind, du schönes, glückliches Land. Mögest du blühen und gedeihen, o du mein Stolz, meine Freude, mein anderes Leben, o du mein reizendes, gottgesegnetes Heimathland!"

Das Schiff fuhr rasch von Mainz ab und Richard gedachte, als er das nassauische Ufer und die schöne Chaussee dicht vor sich sah, der Zeit, in welcher er mit dem Ränzchen auf dem Rücken frei und fröhlich von Wiesbaden nach Rüdesheim gepilgert war, um dort die Ferien zuzubringen. Mit Eltville kam ihm der Candidat Philipp Schütz in Erinnerung und die Predigt des Alleinseligmachenden, der unterdessen schon in den Kirchenverband eingetreten war. Bald sah er den Tempel des Niederwaldes, von dem man den ganzen Gau und das Nahthal beherrscht — noch eine Viertelstunde und das schönste Städtchen des Rheines, das nur die eine Schattenseite hat, daß ihm der Schatten überhaupt fehlt, lag vor

ihm. Der Kahn stieß an das Schiff und Richard stieg aus. Er war gespannt, wer ihm wohl zuerst begegnen würde. Als sich der Nachen dem Ufer näherte, erblickte der junge Mann zu seinem Entsetzen den scheelen Casper. Er hatte ihn zum Druck an eine Zeitschrift verschickt, erwartete tagtäglich seine Aufnahme und nun stand die Erscheinung vor ihm in leiblicher Gestalt, ein Kerl gemacht zum Erschrecken, selbst wenn man ihn bei Mondschein und der Sterne lieblichem Flimmer betrachtete. Bevor noch der Kahn das Land erreicht hatte, glaubte er zu hören, wie der scheele Casper sagte:

„Da ist auch der Lump wieder, fährt in der Welt herum und verputzt seinem Vater die paar sauer verdienten Kreuzer. Der hätt' ihm auch rechter den Karst in die Hand gegeben und ihn ins Feld geschickt, er lernt doch nichts — der Tagdieb!"

Richard wollte eben den scheelen Casper herbeirufen und ihn gleichsam zur Versöhnung freundlich und höflichst bitten, ihm seine Sachen nachzutragen, als der Schiffer sagte: „Gehen Sie nur gefälligst voran, ich komme gleich mit dem Gepäck nach."

Richard ging darauf mit gesenktem Auge an seinem Schrecken vorüber und eilte so rasch er konnte auf das Vaterhaus am Rheine zu. Die Mutter konnte im Gärtchen vor dem Hause sein, er wollte über die niedere Mauer springen und sie überraschen. Als er hinkam, fand er den kleinen Garten leer, rasch ging er um die Mauer

herum, stieg die Treppe hinauf, eilte leise durch den Gang in die Küche und mit dem Ruf: „Grüß dich Gott — Mutter!“ an den Hals dieser braven, vortrefflichen Frau.

Siebentes Kapitel.

An den Verfasser.

Tübingen, den 21. October 1855.

Ich lache und lache und kann vor Lachen gar nicht zu mir kommen. Das ganze Zimmer dreht sich mit mir herum und hätte ich nicht deinen Brief in der Hand, in dem der Schriftsteller in tausend Aengsten so trefflich geschildert ist, so müßte ich glauben: es wäre ein wahrer Herenspuk, die erste Mainacht wäre auf den 21. October verlegt worden und ich stände im Begriff zum Blocksberg abzufahren, wenn auch ohne Besen. Ja, — lieber guter Hermann Philipp Leonhard Presber, bist du denn ganz des Teufels, oder was fällt dir ein? Du willst mich und die Schicksale meines Erstlingswerkes zu einem Roman benutzen, hast ihn schon dem Druck übergeben und kannst keinen Schluß finden und ich soll dir dazu verhelfen. Läßt sich denn von mir überhaupt etwas sagen, geschweige etwas Abgeschlossenes? Ich deute und

entziffere mir fortwährend deinen Namen, um die Kühnheit des Unternehmens zu begreifen. Hermann Philipp Leonhard — — der waffenkundige, rossebändigende, löwenmuthige und den andern Namen von presbyter abgeleitet — Aelteste, was gleichbedeutend mit Weise. Waffenkundiger, Löwenmuthiger, Rossebändigender, ich glaube, diesmal spielt dir deine Weisheit einen bösen Streich und du thust wohl daran, wenn du deine ersten Prädikate im höchsten Grade zeigst. Vor Allem, Rossebändiger, hoffe ich, daß dein Pegasus auch ein edles, wildschäumendes, bäumendes Roß ist, das im stolzen Bewußtsein seiner Kraft jedes Zügels, jedes Lenkers verschmäht und jeden Augenblick bereit ist, sich zur Sonne empor zu schwingen, nicht aber ein alter Klepper, den du mit Sporn und Peitsche nur mühsam in einen steifen, hölzernen Trab bringen kannst und der bei der Ankunft am ersten Ziele todt niedersinkt und dich, geschunden an allen Gliedern, im Stich läßt. Dann erwarte ich von dir, Waffenkundiger, daß du auch die Waffen zu führen verstehst und daß alle Worte, die du meiner Genialität in den Mund legst, zweischneidige Dolche sind und alle meine Ideen geharnischt auftreten, kurz daß du mich als eine kampfgerüstete, schwertgegürtete Erscheinung in schönem Waffenschmuck und nicht in meinem gewöhnlichen habitus vorführst. Endlich, Löwenmuthiger, rathe ich dir, deine Zähne zu wetzen und die Kraft deiner Klauen nochmals zu erproben, denn mit dem Schütteln der

Mähne wird es nicht genug sein, da alsbald das ganze Hunde- und Katzengeschlecht über dich herfallen wird und wehe dir, wenn sie Kraft genug haben, die Löwenhaut abzustreifen. Wie Schade, daß ich nicht mehr in Deutschland bleibe, ich wollte trotz alledem dein treuer Schildknappe sein, mein jugendlicher Kämpfer. Ich würde eine Lanze für dich brechen und schreiben: „Wiederum ist die Krone unserer Poesie um eine reine und leuchtende Perle reicher, wiederum ist am deutschen Dichterhimmel ein neuer Stern aufgegangen!“ obgleich der Dr. Kümmernuß, als ich ihm neulich in einem Aufsatze eine ähnliche Stelle vorlas, meine begeisterte Declamation mit den Worten unterbrach: „Um Gotteswillen, streichen Sie das von der Perle und dem Himmel aus, das vernichtet den ganzen Effect. Ich habe auch vor einigen Jahren in einer Kritik Aehnliches geschrieben und werde heute noch schamroth, wenn ich daran denke.“ Trotz Kümmernuß, sage ich, würde ich so schreiben, da es gut ist, wenn man immer gluthathmende, begeisterte Formeln, die auf Alles passen, vorräthig hat. Da ich aber nicht in Deutschland bleibe, muß ich dich deinem Schicksal überlassen und du mußt dir einen andern Knappen suchen.

Ueber den Schluß deines Romans will ich dir einige Winke geben. Zunächst jedoch muß ich dich loben, daß du mich Richard genannt hast; so ist es recht, das klingt ritterthümlich und man hört den Harnisch und Eisen-

handschuh rasseln, wenn man den Namen nur ausspricht. Ich wäre ein ganz anderer Kerl geworden, wenn man mich nicht Christian getauft hätte. Mein Name hat mich zu Grund gerichtet, aus einem Christian kann im christlichen Staatenverbande nichts werden. Richard hört sich ganz anders an. Dann aber muß ich dich tadeln, daß du mir die Kapitel über Rüdesheim nicht zugeschickt hast. Du magst eine schöne Poesie geliefert haben. Ich erinnere mich noch, wie du im Gymnasium die Heimat besangst und unter anderm von der Insel im Rhein und ihren Bäumen sagtest:

Und auf der Nachtigall Lied
Lauschet der zitternde Strom.

Auf der schönen Au aber hat es nie eine Nachtigall gegeben, dagegen vortreffliche Pflaumen, Zwetschen, Birnen und manche andere duftige Frucht, deren Genuß den Gesang dieser Vögel und das Lauschen des zitternden Stromes wohl zu ersetzen im Stande ist. Ich bitte dich, schreibe so nichts mehr. Doch nun rasch und ohne Umschweife zu dem wichtigen Punkt. Komisch ist es aber doch. Ich soll mich abschließen, ich ein Pot-pourri von Dissonanzen soll nun in einem harmonischen Schlußaccord mich selbst aufgehen lassen. Ich würde dir rathen, mich zu verheirathen mit einer jungen, schönen, liebenswürdigen Dame, wenn das nicht so abgeschmackt, so millionenmal dagewesen wäre. Auch hätte es noch seine

anderen Schwierigkeiten. Du hast mich nach Tübingen versetzt und außer Rüdesheim berühre ich, so viel ich weiß, nur noch Wiesbaden und Frankfurt. Gegen die Vermählung mit einer Tübingerin müßte ich in allen Blättern Protest einlegen, wenn es herauskommen sollte, daß ich zu deinem Portrait gesessen. Nicht als ob die Füße der Bewohnerinnen der schönen Universitätsstadt so groß wären, wie es Heine von den Göttingerinnen berichtet, da ließe sich zur Noth noch auf einem Doctordiplom ein facsimile geben, aber unschön sind sie, schrecklich unschön — nämlich die Tübingerinnen und nicht nur ihre Füße. In Wiesbaden und Frankfurt verweile ich zu kurz. Eine reisende, goldgelockte, kunstenthusiastische Tochter Albions läßt sich auch nicht recht anbringen; so sage ich denn, gib alle Heirathsgedanken auf und lasse mich ledig. Aber was anfangen, wirst du sagen. Georg von Hauenschild hat in seinem Romane „nach der Natur" eine ganz neue Art gefunden, den Schluß herbeizuführen. Er führt seine Heldin vor einen Abgrund und läßt sie hinabstürzen. Die arme, arme Gräfin, aus dem besten und innersten Kern der Poesie gebildet, im Mittelpunkte der Schönheit stehend, von der Anmuth selbst geschaffen und von ihrem Dufte umhaucht, muß sie ein so entsetzliches Ende finden. Nein, nein das ist gräßlich und unschön, selbst wenn es ein so herrlicher, hochbegabter Dichter schildert. Sonst könntest du mich auf die Teufelsleiter bei Lorch stellen und herunterspringen

lassen nach einem Monologe voll Schmerz und getäuschter Hoffnung. Doch thue auch das nicht meiner Familie zu lieb, ich bitte dich, lasse mich überhaupt leben. Das Leben ist ja so schön! Schreibe ganz einfach die Wahrheit. Sage, ich hätte mich aufgerafft, wäre nach Tübingen zurückgekehrt, um mich mit aller Macht auf die neueren Sprachen zu werfen, hätte dort doctorirt und stände im Begriffe als Hauslehrer mit einer englischen Familie nach Italien zu gehen, von wannen ich kommen würde, um mich in Wiesbaden als ein französisch-englisch-italienisch-deutscher Nassauer zur Verfügung zu stellen. Zunächst aber würde ein Büchlein von mir erscheinen, betitelt: „ein Rüdesheimer in Italien", welches in die jetzt in Lesebüchern eingeführte Abtheilung „Beschauliches und Erweckliches" einschlagen würde. Dies verarbeite, soweit es dein Fleiß zuläßt, ich bin unterdessen mit allen Kräften des Geistes jenseits der Alpen. Der Sturm, welcher die Blätter von den Bäumen jagt, das Haus umtobt und durch die geschlossenen Fenster zu mir in's Zimmer dringt, schwellt die Segel der Hoffnung, die ich auf meinem Lebensschiffe aufgezogen habe. Oft segle ich in der Nacht wie der Held Aeneas gegen die Küste Siciliens an, oft stehe ich am Grabe Platen's und lege trauernd einen Lorbeerkranz auf die Ruhestätte des edlen Dichters. — Nur eins schlägt mich nieder, so fern von meinen guten, alten Eltern zu sein. Eile zu ihnen, suche sie zu trösten und heiter zu stimmen; sie sind ja

das liebste und heiligste, was ich auf der Erde besitze! Möge die Vorsehung wachen über ihrem Haupte, möge es mir vergönnt sein, die Sorgen aus ihrem Herzen zu bannen!



